D IV 12|32

MFS 14.3.89

Landesbibliothek
Coburg

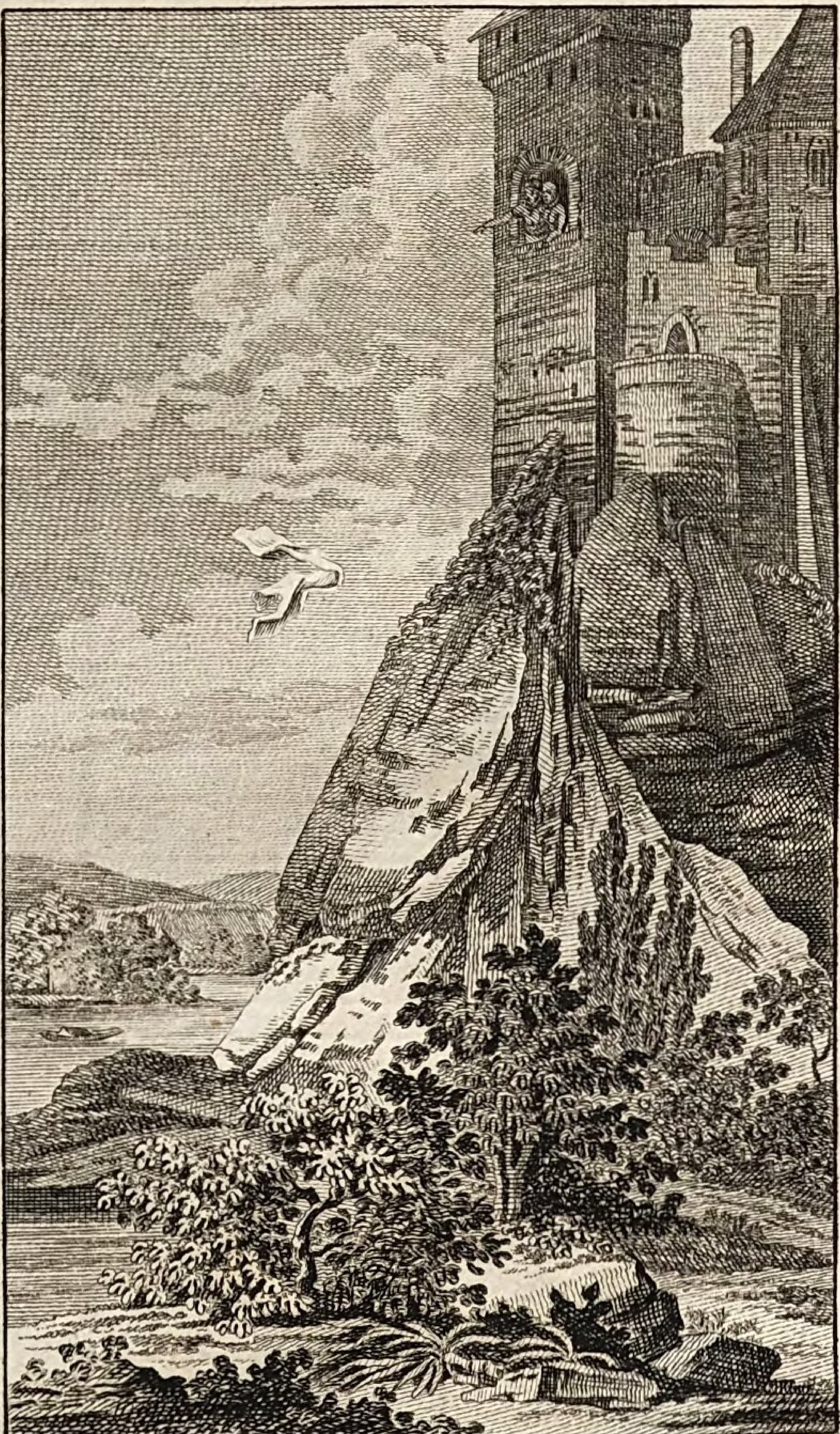
Von Gfried Immanuel
Wenzel.

XIVa

1489

32

LB
Coburg



Maillart del. J. Gerstner sc.

Ein Schleier bestimmt den Platz zum Kloster.

DRAMATISIRTE Erzählungen aus dem GEBIETE DES WUNDERBAREN und dem Reiche der Zauberer, Schwarzkünstler, Hexen, Schatzgräber, Geisterbanner und Geisterseher.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

Leipzig 1800,
im Verlage bei Anton Doll.

LB
Coburg

Dramatisirte
Erzählungen
aus dem
Gebiete des Wunderbaren.

Landesbibliothek
Coburg

Vorbericht.

Jene finstern Zeiten, wo der Hang zum Wunderbaren, und Zauberer, Hexen, Geisterbanner und Geisterseher, über die Gemüther der Menschen herrschten, liefern uns manche interessante Geschichte, die es wohl verdient, zu einer amüsanten Lektüre umgeschaffen, und durch gleichzeitige Darstellung der geheimen Triebfedern, die dabey in Wirksamkeit gesetzt wurden, in die Grenzen des Natürlichen zurückgewiesen zu werden.

Unser Decennium hat uns Geschichten dieser Gattung nicht wenige geliefert, und dem Geschmacke der Leser in der That eine eigene Wendung gegeben, von der man behaupten will, daß sie eben nicht, die beste sey. Es ist wahr, das Wunderbare und Uebernatürliche ist an-

ziehend, es gefällt, es spannt die Aufmerksamkeit, und ist eine köstliche Nahrung für die Einbildungskraft, aber, wie mir scheint, nicht die gesündeste für den Verstand der jüngern Lesewelt. Meines Dafürhaltens soll der Schriftsteller für Herz und Verstand zugleich sorgen, und indem er jenes ergötzt, auch diesem nützlich zu werden trachten. Aus diesem Grunde habe ich denn auch meinen Geschichten, die der Geist des Wunderbaren umschwebt, auch immer den Exorcismus dieses Geistes beygefügt, und schmeichle mir, auf diese Art einige Körnchen Weihrauch auf den Altar der Natur gestreuet zu haben.

G. J. Wenzel.

I.

Meister Spitzbart der Zauberer im Wiener Walde, und Wolfpassing sein Schüler. — Nach der Handschrift eines alten Einsiedlers.

In jenen Zeiten, wo noch das heutige Wien, und die Gegend weit umher ein dichter Eichenwald war, den nur berauchte Köhler und friedliche Hirten bewohnten, und in ihren zerstreuten Hütten, zufrieden mit dem Wenigen, was sie hatten, froh ihre mühsamen Tage durchlebten, in jenen Zeiten war es, daß Meister Spitzbart, der Zauberer, wie die Volkssage will, sein Wesen trieb, und Wald und Nachbarschaft nicht in Schrecken, sondern in Erstaunen setzte.

Gewöhnlich, wie man weiß, sind Zauberer eben keine Herren von sanftem Charakter; es sind schadenfrohe Unholden, die sich

daran vergnügen, Böses zu stiften. Doch, da keine Regel ohne Ausnahme ist, machte Meister Spitzbart, einen wirklichen honnet homme in seiner Art. Zwar erlaubte er sich auch, um doch nicht ganz seine Natur zu verläugnen, manche kleine Neckerey gegen das Landvolk, die Hirten und Köhler im Walde, aber er eilte alsbald, sie wieder von einer ander Seite zu vergüten; und wie der alte Chroniste behauptet, so waren die Leutchen allemal herzensfroh, wann Spitzbart sich eine Lust mit ihnen anstellte, ihnen diesen oder jenen Schabernak anthat; sie wußten, daß der launichte Hexenpapa wieder alles gut machen würde, was er im Anfalle seines lustigen Humors aus dem Geleise gebracht hatte.

Man sagt, Spitzbart habe von jeher im Walde gehaust. Niemand wußte, woher er gekommen, und was eigentlich sein Beruf als Mensch war. Man lernte ihn als einen ehrwürdigen Greis kennen, dessen schneeweißer Bart, holder Blick und graues Haar jeden abhielten, näher in ihn zu dringen.

Er lebte, in einer Hütte aus Baumrinden, bloß von Pflanzenspeisen, die er

sich selbst zubereitete und hatte keine andere Gesellschaft, als einige Vögel und einen Hund. Wo er immer hingieng, flogen ihm die Vögel und lief ihm der Hund nach. Man sah ihn auf Bergen um Mitternacht herumkriechen, und Steine und Wurzeln sammeln, welche ihm auch öfter sein Hund ausgraben half. Man beobachtete ihn, wie er auf den Gipfeln der Felsen niederfiel, und mit ausgestreckten Armen im Mondlichte zu bethen schien. Das Gärtchen um seine Hütte, welches er sich selbst bearbeitete, nährte ihn im Ueberflusse mit allerley Gemüse und Früchten der Erde, die da wunderbarlich geriethen. Man wußte kein Beyspiel, daß er je krank gewesen wäre. Sein Körper war stark, und auf seinen Wangen blühete die Rose der Gesundheit und der Jugend. Wann es donnerte und blitzte, da, wo sich Thiere verkrochen und Menschen flohen, wandelte Spitzbart gelassen umher, horchte auf das Krachen des Donners, und sah lächelnd dem Schlängeln des Blitzstrahls zu. Man erzählte sich von ihm, daß er Schlangen mit bloßen Händen gehascht habe, und daß selbst wilde reißende Thiere bey seinem Blicke kirre wurden, und mit ihm spiel=

ten. — Alle diese Umstände zusammengenommen, wie auch der Umstand insbesondere, daß er Wunden und manche Krankheiten sowohl der Thiere als Menschen glücklich heilte, setzten ihn in den Ruf eines Zauberers. Weit und breit wußte man Wunderdinge von dem Manne. Jeder sah was Ungewöhnliches an ihm. Man hielt ihn für einen Schwarzkünstler, für einen Hexenmeister, für einen Wahrsager, für den ewigen Juden; mit einem Worte: man machte einen Zauberer aus ihm, und gab ihm, seines spitzigen Bartes wegen, den Namen Meister Spitzbart; und in diesem Charakter wollen wir ihn nun auch näher kennen lernen.

Gumpold. Wo treibst du heute deine Heerde hin, Wolfpassing? der Abendstern ist schön aufgegangen. Wo denkst du dein Feuer zu machen?

Wolfpassing. Auf jenem Hügel dort; es ist so schön und friedlich da, mein lieber Gumpold. Komm' mit mir, unsere Ziegen und Lämmer finden hier die riechendsten Kräuter, und während du pfeifst, singe ich ein lustig Liedchen, und erzähle dir von meinem Mädchen im Thale.

Gumpold. Bewahre dich der Him-

mel vor dem Hügel! Um alle Welt gieng ich nicht mit dir!

Wolfpassing. Und warum denn nicht, guter Junge?

Gumpold. Meister Spitzbart ist alle Abende dort; er bezaubert uns und unsere Heerden.

Wolfpassing. Hab' viel von dem Zauberer schon gehört; möcht ihn wirklich kennen lernen!

Gumpold. Frevle nicht; ich traue keinem Zauberer; stehn dir alle mit dem Bösen im Bunde; könnte dir Geschichten erzählen.

Wolfpassing. Laß' das gut seyn, und treibe mit mir auf den Hügel. Sieh, es wird immer düstrer. Und kommt ja auch Meister Spitzbart, so sing' ich ihm von meinem Mädchen im Thale, wir werden gute Freunde, und er macht kraft seiner Zauberkunst, daß Lilla mich noch einmal so stark liebt.

Gumpold. Du bist ein kecker Knabe! Ich bleibe mit meinen Ziegen hier am Wasserfalle.

Wolfpassing. Sey kein Kind, und komm mit.

Gumpold. Daß ich der Narr wäre, mich dem Zauberer preis zu geben!

Wolfpassing. Und was befürchtest du denn so gar sehr?

Gumpold. Was ich befürchte? Lieber Wolfpassing, ich sehe schon du kennst Spitzbarten nicht. Meine selige Mutter hat mir oft mit weinenden Augen erzählt, wie der Zauberer ganze Heerden verschluckt habe. —

Wolfpassing. Das nenn' ich mir einen Schlund und einen Magen!

Gumpold. Du lachst, aber warte nur, bis er dir so ein Stückchen spielt, wie Gertruden dort im Dorfe, am Ausgange des Waldes.

Wolfpassing. Und das war?

Gumpold. Sie wollte eben so wenig an Spitzbarts Macht glauben, wie du; sie lachte, so wie du, sie frevelte, so wie du —

Wolfpassing. Mach' doch einmal oder ich laufe dir davon.

Gumpold. Ja, laufe, wenn du kannst! Gertrude wär' auch gelaufen, aber still stehn mußt sie, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, als man ihr die Nachricht brachte, daß ein alter Mann mit

einem eisgrauen Barte am Kühstalle vorbey gieng —

Wolfpassing. Deßwegen? das närr'sche Weib!

Gumpold. Hat sich's wohl mit dem Närrischseyn, wenn dir die Kühe Blut statt Milch geben! Und sieh', dieß that der Zauberer Spitzbart.

Wolfpassing. Ich hätte Gertruden sehen mögen; die Alte wird gesprungen seyn! Wie lang' dauerte das Ding?

Gumpold. Ganze vier und zwanzig Stunden.

Wolfpassing. Und dann?

Gumpold. Kam wieder Milch wie vor, und zwar doppelt so viel als sonst; aber niemand mochte sie; man schüttete sie hinweg; denn sie war verzaubert, verhext.

Wolfpassing. Aber wie wißt ihr denn, daß es Spitzbart gethan hat?

Gumpold. Wer sonst soll es gethan haben? Wenn ein Zauberer hundert Jahre an einem Orte lebt, und immer nur zaubert und hext, wer wird es wagen, ihm in's Handwerk zu greifen?

Wolfpassing. Ist Spitzbart so alt?

Gumpold. Unsere Großväter ken-

nen ihn schon als einen alten Mann, und wissen Dinge von ihm, bey denen unser einem die Haare gen Berg steigen.

Wolfpassing. Laß' doch hören.

Gumpold. Eine Frau zankte mit einem Armen, der sie um ein Allmosen ansprach. Der Arme bat mit Thränen in Augen. Die Frau wurde immer heftiger, und gab dem Manne einen Stoß, daß er niederfiel. Da stand plötzlich Meister Spitzbart, fieng den Fallenden in seine Arme auf, blickte schrecklich die Frau an, und beyde verschwanden. Nach einer kurzen Zeit kam der Arme wieder, aber nicht mehr arm, kaufte sich im Orte an, und ward eine rechtlicher Mann. Die Frau erkrankte, und starb noch im selbigen Jahre.

Wolfpassing. Das gefällt mir; und was hat er noch mehr gethan, der Spitzbart?

Gumpold. Ein Bauer kaufte seinem Nachbar ein Paar Pferde ab. Mit schwerem Gelde zahlte er sie ihm. Die Pferde waren blind. „Nachbar, sagte der Käufer, nehmt euch die Roße wieder, und gebt mir mein Geld zurück; brauchen kann ich blinde Thiere nicht. Ihr habt nicht ehrlich an mir gethan, daß ihr sie mir verkauft habt.“

Wolfpassing. Und der Nachbar?

Gumpold. Wies mit Umgestüm den betrogenen Käufer von sich. Die Sache kam vor den Richter. Der Richter entschied zu Gunsten des Verkäufers, der sein Tochtermann war. „Ihr hattet Augen, und solltet gesehen haben, was ihr gekauft habt, — sagte er zum Käufer, — euer ist die Schuld.„Trauerend gieng dieser hinweg, und klagte über die Ungerechtigkeit der Menschen mit lauten Worten. Meister Spitzbart begegnete dem Klagenden und vernahm die Geschichte. Er ward unwillig, als er sie hörte und drehte den Kopf.“ — „Führe mich zu dem Richter,“ sprach er. Beyde giengen zum Richter. Der Betrogene mußte vor dem Hause warten; Spitzbart trat ein. „Ihr habt Hengste im Stalle, wollt ihr sie nicht verkaufen? „Hengste wie's Leben selbst!“ antwortete der Richter. „Seht' da stehen sie, die schönen Thiere.“ Spitzbart berührte beyde, und beyde sanken zur Erde. Der Richter erschrack. „Schurke, hub Spitzbart an, entscheide nach Gerechtigkeit, oder die Hengste sind verloren auf ewig! Siehe, da steht der Mann, der durch deinen Urtheilsspruch leidet; widerrufe!“ Der

Richter erkannte Spitzbarten, erschrack noch mehr, widerrief auf der Stelle. Sein Tochtermann mußte die blinden Pferde zurücknehmen und das Geld dem Betrogenen herauszahlen. Abermal berührte Spitzbart die Hengste, und sie sprangen lebhaft auf. Alle erstaunten, Spitzbart ward unsichtbar.

Unter der Erzählung dieser und ihr ähnlichen Geschichten waren schon beyde Hirten am Hügel angelangt, als Gumpold sich umsah, und des ihm so fürchterlichen Ortes gewahr wurde. Er zitterte am ganzen Leibe. Wolfpassing mußte sich alle Mühe geben, ihm Muth einzuflößen. Es war ein lieblicher Abend. Sanft beschien der Vollmond die Gegend, und hell funkelten die Sterne an der Feste des Himmels. Eine feyerliche Stille herrschte weit umher, die nichts, als das Zirpen der Feldgrille unterbrach. Die satten Heerden hatten sich gelagert. Wolfpassing und Gumpold aßen ihr Abendbrod, und sangen anmuthige Lieder.

Wolfpassing. Wenn der Zauberer auf diesem Hügel öfter verweilt, so hat er vollkommen recht. Es ist der schönste Ort der ganzen Gegend.

Gumpold. Fängst doch schon wieder vom Zauberer an!

Wolfpassing. Aufrichtig, Gumpold, ich liebe den Mann.

Gumpold. Was? du liebst ihn — ihn, der mit dem Teufel im Bunde steht, dessen Gevatter Luzifer ist, den Belzebub seinen Bruder nennt?

Wolfpassing. Scheint nicht, daß er in so naher Verwandtschaft mit der Hölle ist! Meister Spitzbart thut viel Gutes, selbst deine Geschichten Gumpold, beweisen es, und wer Gutes thut, kann unmöglich mit dem Teufel einverstanden seyn.

„Wahr gesprochen!" antwortete eine lange weiße Gestalt, die dicht hinter Wolfpassing stand, und ihm auf die Schulter klopfte. Wolfpassing sprang auf. Gumpold schrie: „der Zauberer! der Zauberer!" Beyde sahen um sich. Die Gestalt war verschwunden.

Gumpold. Nun, was sagst du zu dem Vorfalle?

Wolfpassing. Daß es ein Unbekannter güter Art ist, der mich auf die Schulter klopfte. Wo er seyn mag?

Gumpold. Wo? Der Teufel hat

ihn geholt! — Bruder, fort vom Hügel, oder ich sterbe vor Angst.

Wolfpassing. Daß er auch dich holt etwa? sey unbesorgt Gumpold. Wenn der Unbekannte ein rechtliches Wesen ist, so fordere ich ihn auf, daß er komme.

Spitzbart, als Greis. Da bin ich, was verlangst du von mir?

Wolfpassing. Zu Leide habe ich dir nichts gethan, ich hoffe, du wirst auch mich nicht anfeinden?

Spitzbart. Fürchte nichts, hoffe alles.

Wolfpassing. Sag' mir vor allem andern, wer du bist?

Spitzbart. Spitzbart der Zauberer.

Gumpold. Weh mir! Weh mir!

Wolfpassing. Nun gut, wenn du Spitzbart der Zauberer bist, so erweise mir den Gefallen, und heile diesen Furchtsamen da.

Der Zauberer lächelte, zog ein Fläschchen aus seiner Tasche, tropfte ein paar Tropfen eines stark riechenden Liquors in die hohle Hand, näherte sich Gumpolden, und befeuchtete die Schläfe desselben. Gumpold, der fast ohne Besinnung da lag, ließ mit sich alles geduldig machen, und schlief bald ein.

Wolfpassing. Herr Zauberer, ich bitte verschonet mich. Ich habe gar keine Lust zu schlafen, wohl aber grosse Begierde, mich mit euch zu unterhalten. Man spricht, ihr seyd hundert Jahre alt —

Spitzbart. Man irret sich. So weit ich zurückzählen kann, bin ich über fünf hundert.

Wolfpassing. Vergebt mir, wenn ich euch so gerade weg sage, daß dieß nicht wahr ist. Ihr wollt mich zum Besten haben, und würdet, wenn ich so dumm wäre, euch zu glauben, über mich lachen.

Spitzbart. Und was hält dich ab, meinen Worten Glauben beyzumessen?

Wolfpassing. Weil sie einen so gar starken Geruch nach dem Kräutlein haben, das wir Hirten am Donaustrom eine Lüge nennen.

Spitzbart. Hirte, deine Hartgläubigkeit macht deinem Verstande Ehre. Rathe, wie alt ich bin?

Wolfpassing. Sehr alt mögt ihr seyn; dieß zeigen euer Gesicht und Bart.

Spitzbart (macht eine Bewegung, sein Gesicht verjünget sich, der weiße spitzige Bart verschwindet) Rathe, wie alt bin ich?

Wolfpassing (starrt Spitzbarten verwunderend an.) Herr, ihr kennt mehr als Brod essen!

Spitzbart. Denkst du? (macht abermal eine Bewegung, und sein Gewand verwandelt sich in einen weißen Habit; das Gesicht erblasset; er steht als Geist vor Wolfpassing.)

Wolfpassing. Wißt' ich nicht, daß ihr Meister Spitzbart seyd, ich würde sagen: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!"

Spitzbart. Und meine Antwort wäre: — „ich auch!"

Wolfpassing. Ihr wollt von Gottes-Lob sprechen, und seyd doch ein Zauberer, — treibt Teufelskünste, erscheinet zuerst als ein Unbekannter, macht den armen Tropf da schlafen, zeiget euch als Meister Spitzbart, dann als Jüngling, und endlich gar, — wärt ihr nicht weiß, so schneeweiß, — ich wüßte schon, was ich sagte.

Spitzbart. (lacht und nimmt seine vorige Gestalt als Greis wieder an.) Fürchtest du dich vor Geistern nicht?

Wolfpassing. Wer ein gut Gewissen im Busen trägt, fürchtet selbst den Teufel nicht.

Spitzbart. Du bist ein braver Pursche! Wache über dieses Gewissen, wie über deinen Augapfel; es ist ein großes Gut. Bleibe tugendhaft Wolfpassing, und kein Zauberer in der Welt, kein Teufel in der Hölle, ist so mächtig wie du.

Wolfpassing. Seyd ihr doch ein so lieber, guter Alter, und ihr habt's mit dem Teufel zu thun. Laßt das Zeug!

Spitzbart. Jüngling, wenn ich Herzen, wie das deine, unter alle Menschenrippen zaubern könnte, dann wär' ich wahrlich auf den Titel eines Zauberers stolz.

Wolfpassing. Das Zaubern wär mir schon recht, wenn nur der Schwarze nicht mit dabey sein Spiel hätte.

Spitzbart. Hättest du wohl Lust mein Schüler zu werden?

Wolfpassing (dem Zauberer genau in die Augen sehend.) Wenn ich euch, Meister, in's Gesicht sehe, so find' ich etwas darin, was mir sagt, daß ihr unmöglich mit dem Teufel in Verbindung stehen könnet: und doch, wenn ich bedenke, was ihr schon gethan habt, was ich selbst jetzt mit diesen, diesen meinen leiblichen Augen gesehen habe, — so —

Spitzbart. Scheint dir das alles ganz übernatürlich, nicht wahr?

Wolfpassing. Allerdings, allerdings.

Spitzbart. Aber ist denn auch alles das wirklich, was es zu seyn scheint?

Wolfpassing. Ja freylich verhält sich's manchmal ganz anders; das weiß ich aus Erfahrung. Wenn ich meinen Stab so in den Bach stecke, so scheint er gebrochen zu seyn, und ist es doch wirklich nicht.

Spitzbart. Man darf also nach dem bloßen Scheine nicht urtheilen?

Wolfpassing. Man muß eher den Schein genau untersuchen.

Spitzbart. Richtig! Nun, hast du denn schon untersucht, ob ich wirklich mit dem Teufel in Verbindung stehe, wie es den Anschein hat?

Wolfpassing. Nein, Meister; aber man sagt es allgemein von den Herren eurer Profession.

Spitzbart. Weil sie oft Wirkungen hervorbringen, deren Ursachen man nicht kennt, bey denen man nicht begreift, daß sie durch geheime noch verborgene, nur Wenigen bekannte Naturkräfte bewerkstel-

liget werden. Eine Ursache aber muß man dennoch haben; also geschwind den Teufel citirt, und die Sache ist erklärt. — Armer Teufel, wie unschuldig bist du oft nicht!

Wolfpassing. Ihr haltet also nicht viel auf den Gaudieb?

Spitzbart. Sehr wenig; der Fürst der Finsterniß und der Lüge ist nicht von meiner Gesellschaft.

Wolfpassing. (freudig aufspringend) Allerliebster Meister Spitzbart, nehmt mich als Schüler auf!

Spitzbart. Komme täglich um die Zeit des Abendsterns auf den Hügel; ich will dir Lehrer seyn. Für heute — gute Nacht. — Doch noch eins, eh' wir scheiden. — In der Hütte des Köhlers unten am Wasserfalle liegt —

Wolfpassing. Kunegunde, das Ehrenweib, sehr krank darnieder; ich weiß es, Meister. Sie leidet lange schon und schröcklich, und kann nicht ersterben. Hülfe ist keine für sie.

Spitzbart. Vielleicht in diesem Fläschchen. Nimm es, und gieb der Kranken von der Flüssigkeit zwanzig Tropfen in reinem frischen Wasser.

Wolfpassing. (das Fläschchen

nehmend) Dank, tausend Dank, Meister! Ich fliege zu der Kranken. Gott, welche Freude, wenn ihr besser würde! (will fort).

Spitzbart. (eine große Flasche hervorziehend, Wolfpassing bey der Hand fassend.) Gute Nacht, Wolfpassing!

Wolfpassing. (aufschreyend und an einen Baum hintaumelnd.) Was war das? da reich' ich ihm die Hand, und wie ein Blitz fährt es mir durch alle Glieder, durch Mark und Bein. Spitzbärtchen, Spitzbärtchen, so ganz trau' ich dir doch nicht. — Doch, wo ist er? Verschwunden wie der Schatten bey strahlender Sonne. — Doch jetzt zu Kunegunden am Wasserfalle mit den Tropfen! Wird dem guten Weibe besser, o, so mag Spitzbart mich noch zehnmal durchblitzen. (zu Gumpolden.) Heyda, Siebenschläfer, mache dich auf! Der Zauberer hat sich weggezaubert, der Platz ist rein. (rüttelt ihn.)

Gumpold. (aufwachend, sich die Augen reibend, gähnend.) Ist er fort, der g'strenge Herr Hexenmeister, der Teufelsprofoß? Nu, das ist dir recht gut! G'schlafen hab' ich, Bruder, wie eine Ratte, und geträumt, wie ein Prinz, schöne Sachen,

eitel schöne Sachen, so schön, daß ich sie dir unmöglich erzählen kann. — Aber wo ist der Zauberer hin?

Wolfpassing. Da frage die Luft, und nicht mich.

Beyde trieben ihre Heerden nach Hause. Wolfpassing eilte zur Frau Kunegunde mit den Tropfen. Sie nahm sie ein; und welch ein Jubel, schon am Morgen verließ sie ihre Matte, und verrichtete Nachmittags ohne Beschwerde ihre hausmütterlichen Geschäfte, wie jemals in gesunden Tagen. Alle Köhler und Hirten staunten darüber. Die umliegenden Dörfer und Gauen waren voll von der wunderbaren Herstellung des kranken Weibes. Man sprach nichts, als von Zauberer Spitzbart und seinen Tropfen. „Ein Zauberer ist er, sagte man, das ist wahr, aber ein erzguter Zauberer, und das ist auch wahr!“

Täglich besuchte Wolfpassing Spitzbarten am Hügel zur Stunde des Abendsterns, brachte halbe Nächte bey ihm zu, und lernte viel und allerley gute und nützliche Sachen, die ihm in der Viehzucht, in der Gärtnerey, im Feldbaue, und Hauswesen überaus zu Statten kamen.

Spitzbart. Wie steht es, Wolf-

passing? Manche Kraft der Natur ist dir nun bekannt; dir ist manches leicht, was unmöglich andern ist. Deine Heerden bleiben gesund, deine Blumen blühen anmuthiger, deine Bäume tragen mehrere und bessere Früchte, als jene deiner Mitbrüder: ist etwa der Schwarze, wie du ihn nennst, mit im Spiele?

Wolfpassing. Ich sehe ein, daß ich ein Thor war, da ich es glaubte. Aber, Meister, mir liegt noch viel auf dem Herzen.

Spitzbart. Rede, rede frey, vielleicht daß ich deinem Herzen Luft mache.

Wolfpassing. Sag' mir doch, wie konntest du mich, als ich das erstemal von dir gieng, und dir meine Hand zum Abschiede reichte, wie konntest du mich da so durchblitzen, daß ich betäubt hintaumelte an den Birkenbaum?

Spitzbart. Sieh' diese Flasche, sie ist mit Wasser gefüllt —

Wolfpassing. Und ein Fisch, wie ein Aal gestaltet, schwimmt im Wasser.

Spitzbart. Und eben dieser Fisch durchblitzte dich. Um dich zu überzeugen, wollen wir den Versuch wiederholen. Hast

du sie gefühlt, die aus dem Fische ausströmende Kraft?*)

Wolfpassing. Sonderbar, Meister! doch wie wurdest du unsichtbar meinen Augen?

Spitzbart. Der Schlag hatte dich betäubt; du empfandst nichts, was um dich vorgieng. Ich entfernte mich, wie die Menschenkinder alle.

Wolfpassing. Du berührtest die Schläfe Gumpolds, und Gumpold schlief und träumte angenehm.

Spitzbart. Meine Finger waren mit einem schlafmachenden Safte befeuchtet, den ich aus gewissen Pflanzengewächsen presse, und der zugleich die Kraft hat, angenehme Träume zu erregen.

Wolfpassing. Aber deine Verwandlungen?

Spitzbart. Bewirkte ich durch diese Schnur an meinem Doppelgewande. Ich ziehe so, und Bart und diese braune Kutte fallen in einander; ich stehe weiß, wie ein Geist vor dir, indem eben so geschwind ei-

---

*) Elektrische Kraft heut zu Tage genannt, die einer Gattung Aale eigen ist.

ne Geisterlarve mein natürliches Gesicht bedeckt.

Wolfpassing. Wozu diese Gaukeleyen alle, Meister?

Spitzbart. Du drückst dich passend aus; es sind Gaukeleyen, deren sich andere meines Gleichen bedienen, um böse Absichten zu erreichen; nicht aber ich; mir sind sie Mittel, gewisse Menschen zu guten Handlungen zu bewegen, zu denen sie sich ausserdem nicht entschliessen würden. Furcht, Schreck und das Wunderbare wirken mächtig auf den größern Haufen. — Man hält mich für einen Zauberer; gut, ich lasse mir's gefallen, und benutze diesen Glauben zum Besten derjenigen, die ihn hegen, und erscheine bald in dieser, bald in jener Gestalt, je nachdem mir's räthlich und zweckmäßig zu seyn dünkt. So trat ich einst als Zauberer, mit diesem spitzigen Barte geschmückt, vor einen ungerechten Richter, und zwang ihn sein Urtheil zurückzunehmen.

Wolfpassing. War es nicht der, dessen Hengste du niederschlugst?

Spitzbart. Eben der; ich that es, um ihm meine Macht fühlbar zu machen, und sein erschrecktes Gemüth für die Ge-

rechtigkeit zu stimmen. Die Hengste fielen, so wie jedes andere, auch das stärkste Thier fällt, weil ich einen gewissen Theil des Körpers an ihnen etwas unsanft berührte, der keine Gewalt verträgt. Auf diese Art bändige ich die reißendsten, die grimmigsten Thiere, und mache sie kirre.

Wolfpassing. Als eine Frau mit einem Bettler zankte, und ihn stieß, fiengst du den Fallenden in deine Arme auf. Der Bettler ward wohlhabend. Die Frau starb.

Spitzbart. Der Bettler ward wohlhabend, weil ich ihn unterstützte und zur Arbeit anhielt. Aus Furcht vor mir, ward er ein ordentlicher Mann. Die Frau starb, weil die Zeit ihres Lebens um war, nicht, wie man sich's deutete, weil ich wollte.

Wolfpassing. Du sollst ganze Heerden verschluckt haben.

Spitzbart. Ich muß über die Menschen lachen, die sich so gerne Wunderdinge erdichten, und je abentheuerlicher etwas ist, desto fester daran hängen.

Wolfpassing. Aber du machtest doch, daß dort im Dorfe Gertrudens Kühe Blut statt Milch gaben?

Spitzbart. Daran habe ich kei-

nen Theil. Zufällig gieng ich an dem Stalle vorüber, man sah mich, und das war genug, mich zum Urheber des Vorfalles zu machen.

Wolfpassing. Allein, woher das Blut?

Spitzbart. Es war kein Blut, es war die natürliche Kuhmilch, bloß roth gefärbt von einer Pflanze, der die Eigenschaft zukommt, die thierischen Säfte, ja selbst die Knochen, blutroth zu färben.*) Gertrudens Kühe mochten auf der Weide eine gute Portion davon genossen haben. Man that sehr unrecht daran, daß man die rothe Milch wegschüttete.

Wolfpassing. Aber deine dir allenthalben nachfliegenden Vögel, dein geschäftiger kluger Hund —

Spitzbart. Vögel und Hund sind abgerichtet. Ich kenne die Kräfte der Thiere, entwickele sie, und mache sie unterthan meinem Willen.

Wolfpassing. Und Schlangen haben keinen Gift für dich?

---

*) Vermuthlich war dieses Kraut unser heutige Krapp, Färberröthe. Rubia tinctorum L.

Spitzbart. Nur wenige sind giftig. Vor Biß und Stich der Thiere weiß ich mich zu hüthen.

Wolfpassing. Doch in deinem Alter diese Gesundheit, diese Jugendkraft, diese Blüthe deiner Wangen?

Spitzbart. Sind Folgen der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, Folgen meiner Kenntniß der Heilkräfte, die in der Natur vorhanden sind. Mittelst derselben erhalte ich auch andere gesund, und heile nicht selten die Gebrechen des Leibes.

Wolfpassing. Meister, so wie ich vorhin über deine Wunder erstaunte, so staune ich jetzt, da ich sehe, daß alles doch so natürlich zugeht. — Ich bleibe dein Schüler bis zum letzten Athemzuge.

Spitzbart. Nicht ohne Bedingung!

Wolfpassing. Nenne sie; mir ist keine zu schwer.

Spitzbart. Schwöre mir, so wie ich meinem Lehrer in Egypten zugeschworen habe, daß du nie deine künftigen Kenntnisse mißbrauchen, sondern sie allemal zum Besten deiner Mitmenschen anwenden wollest.

Wolfpassing. Ich schwöre. — Doch, Meister, du warst in Egypten?

Spitzbart. In Egypten und Griechenland lernte ich bey den weisesten Männern die Geheimnisse der Natur kennen. Mein Schicksal brachte mich zu den Römern, und mit diesen kam ich nach Deutschland. Des Herumwanderns müde, sehnte ich mich nach Ruhe. Ich suchte ein stilles, friedliches Plätzchen, eine fruchtbare Gegend, und so viel als möglich unverdorbene Menschen. Ich fand alles, was ich suchte, in diesen Waldungen, auf diesen Fluren. Hier baut' ich mir mein Hüttchen, legte meinen Garten an, der mich nährt, und erhalte mich so durch ein Mittel, das der menschlichen Natur so ganz entsprechend ist, ich meine, durch — Handarbeit. — Mein munteres Alter, meine Tracht, meine Kenntnisse, die ich in ihren Wirkungen, und Folgen zeige, setzten mich in den Ruf eines Zauberers. Dieser Ruf würde mich schmerzen, wenn er nicht zugleich mit dem Zusatze verbunden wäre, daß ich ein Zauberer guter Art bin.

Mehrere Jahre lebten Spitzbart und Wolfpassing in trauter Freundschaft mit einander. Doch die Zeit des Scheidens kam herbey. Der Greis starb in den Armen seines Schülers und Freundes.

Wolfpassing begrub ihn, und weinte auf dem Grabe seines Lehrers: die Einwohner der Gegend fühlten es bald, daß sie ihren Wohlthäter verloren hatten.

Wolfpassing mußte nun die Stelle des Verstorbenen in Besitz nehmen, und mit Gewalt ein Zauberer seyn.

Kurz vor seinem Tode erzählte er die Geschichte Spitzbarts und seine eigene einem Einsiedler der Gegend, der sein Freund war. Der Einsiedler brachte sie in ein Mönchslatein, und verwahrte die Handschrift sorgfältig. Lange Zeit war sie ein Eigenthum der Clause. Fremde, die die Einsiedeley besuchten, lasen sie mit Staunen. Durch mündliche Ueberlieferung verbreitete sich die Geschichte bald weit umher und ward zur Volkssage. Die natürliche Erklärung achtete man nicht. Ja, man behauptete sogar, eine profane Hand hätte diese hinzugethan.

II.

Agnesens, Marggräfin von Oesterreich, verlorner und nach mehrern Jahren wieder unbeschädigt gefundener Schleier in den Waldungen an den Ufern der Donau.

Am Kahlenberge wohnte ehedem Leopold der Heilige, Marggraf von Oesterreich, mit der schönen Agnese, seiner Gemahlinn. In den Armen der Tugend und Zärtlichkeit, genossen beyde eines unnennbaren Glücks. Jeder Tag gebahr ihnen neue Freuden; denn mit jedem Tage wuchs ihre Tugend und verstärkte sich ihre Liebe. Wohlthaten um sich her zu verbreiten, die Unschuld gegen ihre Verfolger zu schützen, Gerechtigkeit handzuhaben, und selbst an einander wechselseitig neue Vorzü-

ge

ge zu entdecken, dieß war die Beschäftigung des erhabenen Fürstenpaares. Wer Leopold und Agnesen sah, vermeinte nicht Menschen, sondern Wesen einer höhern edlern Sphäre vor sich zu haben. Das Bewußtseyn ihrer innern Vollkommenheit, die Ruhe ihrer sanften Seelen, und die Ueberzeugung, daß sie über zufriedene, über glückliche, durch sie glücklich gewordene Unterthanen herrschen, drückten sich in ihre Physionomie auf eine Art ab, die ihnen bey jedem Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe im gleichen Maaße gewann. Wenn Leopold durch seine Frömmigkeit, durch die Weisheit seiner Regierung, und durch eine herablassende Güte die Herzen aller guten Menschen an sich zog, so fesselte sie Agnese durch ihre Sanftmuth, Bescheidenheit, Seelenreinheit und eine ungewöhnliche Schönheit. Der Oesterreicher segnete den Tag, an welchem sich Leopold mitten unter dem Volke befand, und nannte die Stunde selig, in welcher das Auge des Unterthans auf Agnesen verweilte.

So lebten die fürstlichen Personen; ihr Leben schien eine Kette der edelsten Freuden zu seyn. Der Himmel hatte Wohlgefallen an ihnen; Segen wohnte an ihrer

Seite. Doch nicht ganz ungetrübt sollte der klare Strom ihrer Tage dahin fließen. Aus den Armen der zärtlichsten Gattinn sollte der liebende Gemahl gerissen werden. Feindliche Einfälle der benachbarten Ungarn riefen Leopold an die Spitze seines Heeres. Der Marggraf folgte dem Rufe. Geharnischt, mit Helm und Spieß ausgerüstet, trat er am Morgen des Tages der Trennung vor die weinende Agnese. Mit Wehmuth ruhte sein Blick auf dem Engelsgesichte der traurenden Fürstinn.

Agnese. Du scheidest?

Leopold. Fürstenpflicht gebeut mir, und ihre Befehle sind heilig. Leb' wohl, Agnese.

Agnese. Du ziehst ins Schlachtgetümmel; blutige Kämpfe harren dein; weh mir!

Leopold. Wer waltet über uns? Wer sorgt für den Vogel auf dem Aste des Baumes, daß er nicht herabfällt im Schlafe, wann des Nordwinds Toben den Baum zu entwurzeln scheint? Wer Agnese?

Agnese. Der Gott, auf den ich vertraue.

Leopold. Also wische die Thräne von deinem Auge, schöpfe Trost für dein

Herz aus den Lehren der Religion und sey ruhig. — Deine Hand Agnese.

Agnese. O, laß dich umarmen, mein Leopold!

Leopold. Mit diesem Kusse der Liebe gebe ich dir mein Herz in Verwahrung. Sorge für unsere Kinder, bethe für mich —

Agnese. O, ja, das will ich! Bey dem Allmächtigen schwör ich dir's zu, ich will bethen. — Doch mein Gemahl, eine Bitte —

Leopold. Was kann Agnese bitten, und Leopold ihr nicht gewähren!

Agnese. Kehrst du glücklich wieder auf Kahlenbergs Feste zurück, o — so laß' uns ein Kloster bauen!

Leopold. Ich gelobe es.

Agnese. Nun bin ich getröstet. Oesterreichs Fahnen werden siegen. Leopold kehrt unversehrt in die Arme seiner Agnes wieder! Zieh im Frieden, Gott geleite dich, die heilige Jungfrau sey mit dir!!

Leopold. Agnese, wir sehen uns bald wieder! Leb' wohl! Küsse die Kinder!

Glücklich war Leopold im Felde.

Mehrere hungarische Städte ergaben sich an ihn; weit trieb er den Feind zurück. Er schloß einen ehrenvollen Frieden.

Agnese hielt Wort; mit Inbrunst bethete sie für das Wohl Oesterreichs. Die Zeit, die sie nach vollbrachtem Gebethe übrig hatte, widmete sie ihren Kindern, und unterhielt sie mit Erzählungen vom abwesenden Vater, von seiner Liebe gegen die Kleinen, von seinen herrlichen Thaten, von der Freude über seine Wiederkunft.

Schon nahte diese herbey. Agnese wußte den Tag, der ihr den Marggrafen wieder geben würde, und sah ihm mit Ungeduld entgegen. Sie ordnete ein großes Fest auf dem Kahlenberge an. Die Schloßkapelle ward den Abend zuvor schon erleuchtet, der Altar geschmückt, und Chorherren wurden zum heiligen Gesange gerufen. Sie selbst nahm sich vor, in einem ausgesuchten Putze, den so heiß geliebten Gatten zu empfangen. — Der Morgen des lange gewünschten Tages hatte endlich die finstere Nacht verscheucht. Prächtig hob sich die Sonne über Kahlenbergs Burg. Auf der Zinne der Feste stand Agnese; gierig suchte ihr Auge Leopolden in der Ferne. Staubwol-

ken stiegen an den Ufern der Donau empor. Sie sah blinkende Ritter, und erkannte den Federbusch am Helme ihres Gemahls. „Er kommt! Er kommt!“ rief sie voll Entzücken, und streckte ihre Arme nach ihm aus. Sie eilte von der Zinne der Feste, eilte über Wendeltreppen kühn hinab, eilte bis an die Zugbrücke, und — Leopold war es, der sie hier umarmte. Freudenthränen glänzten in beyder Augen, und feurige Küsse zitterten auf ihren Lippen. Es war eine rührende Scene. Ritter, die nie geliebt hatten, die nur Krieg und Fehden dachten, gestanden selbst, daß sie sich in diesem Augenblicke wünschten, Gattinnen wie Agnes zu haben.

Agnes. Gott und der heiligen Jungfrau sey Dank, daß ich dich wieder besitze, mein Leopold! — Wie verbrannt du aussiehst! — Wie verwirrt deine Locken sind!

Leopold. Kriege sind keine Agnesen. — Aber, Marggräfinn, habt ihr euch doch geputzt, wie eine Braut, soll das mir gelten? Seht, ich bin so eitel, daß ich es auf mich deute. Sogar euren liebsten, nur für große Feyerlichkeiten aufbewahrten Putz, den Schleier, das theure

Angedenken eures Vaters, bemerke ich an euch; Agnes, gilt das mir?

Agnes. Dir, dir Einziger, dir will deine Agnes gefallen!

Leopold. Gott, wie danke ich dir, der du mich so überschwenglich glücklich machst in dem Besitze dieser Holden!

Agnes. Erinnert sich Leopold seines Gelübdes noch?

Leopold. Komm', Liebe; vom Schloßthurme übersehen wir die ganze Gegend diesseits und jenseits der Donau, komm' und wähle selbst den Ort, wo ich das Kloster bauen soll.

Nichts war erwünschter für Agnesen, als dieser Antrag Leopolds. Sie küßte ihren Gemahl, hieng sich an seinem Arm, und beyde stiegen auf den Thurm des Schlosses. Agnese durchforschte genau die Gegend. Sie neigte sich etwas tief über das Fenster hinaus, und verlor ihren Schleier. Sie erschrack. Um ihre gute Laune, um ihre Munterkeit war es geschehen. Sie weinte. Burgknechte wurden ausgesandt, den Schleier zu suchen. Große Belohnung setzte der Marggraf für denjenigen aus, der ihn finden, und wieder bringen würde.

Aber alles vergebens; der Schleier war verschwunden. Nach damaliger Denkart hielt man diesen Verlust für eine schlimme Vorbedeutung im Volke. Man zitterte für Leopolden und Agnesen. Man behauptete sogar, daß es mit dem Schleier wohl nicht richtig zugegangen seyn mochte; man verfiel auf Zauberer und Hexen. Selbst auf Kahlenbergs Feste und im Kabinete des fürstlichen Paares dachte man darüber ernstlich nach. — Neue kriegerische Unruhen entspannen sich. Leopold mußte abermal zum Heere. Der Bau des Klosters unterblieb. Agnese war sehr niedergeschlagen. Die Unruhen wurden beygelegt. Der Engel des Friedens schwebte wieder über Oesterreich. Leopold kehrte zurück. Man gab ihm zu Ehren eine große Jagd in den Waldungen an den Ufern der Donau. Die Vornehmsten des Landes waren zugegen. Leopold verfolgte einen Hirschen. Schon hatten beynahe die Hunde das Thier gefangen, als sie es plötzlich verließen, und sich bellend gegen einen Baum wandten. Der Marggraf und seine Vertrauten wurden aufmerksam. Die Hunde standen vor dem Baume. Leopold erblickte etwas Weißes

an dem Gipfel desselben; man langte es herab, und welch' ein Erstaunen! Es war Agnesens vor mehrern Jahren verlorner Schleier, noch ganz unversehrt, noch so neu, als wenn er eben aus den Händen seines Verfertigers gekommen wäre.

Leopold. Freunde, wie ist das möglich?

Ritter Gottfried. Es ist unbegreiflich!

Ritter Ruprecht. Dahinter steckt Zauberey, so wahr ich ein Ritter bin! Ein so feines Gewebe, und Jahrelang dem Winde, dem Regen, allen den Veränderungen der Witterung ausgesetzt zu seyn, und dennoch unbeschädigt zu bleiben; und dann das plötzliche Stillstehen der Hunde, ihr gewaltiges, ungestümes Bellen, nein — dieß ist nicht natürlich. — Herr Marggraf, macht keinen Gebrauch von dem Schleier, gebt ihn Frau Agnesen nicht.

Ritter Otto. Ritter, vergebt, wenn ich euch sage, daß ihr zu voreilig urtheilt. Frau Agnes verlor den Schleier, weil ihr ihn der Wind nahm. Am hohen Thurme des Schloßes ist nie Windstille. Der Wind vertrug ihn, glücklicher

Weise, unbeschädigt, auf irgend einen eben Platz, wo sich gerade jemand aufhalten mochte, dem der Schleier gefiel. Was man findet, hebt man auf.

Ritter Gottfried. Aber ganz Oesterreich wußte ja, daß Agnese ihn verlor. Eine reizende Belohnung war dem Wiederbringer verheissen.

Ritter Otto. Alles gut; aber die ausgesetzte Belohnung konnte gerade für den Finder keine Reize haben. Wer weiß, welche Ursachen er hatte, den Fund aufzubewahren, welche Ursachen er hatte, ihn eben heute auf diesen Baum zu hängen. Man wußte ja, daß der Marggraf hier jagen würde.

Ritter Ruprecht. Doch das Bellen der Hunde?

Ritter Otto. Die Hunde wurden des Schleiers gewahr, vielleicht zuerst nur einer. Das Flattern, die weiße Farbe desselben, war etwas ungewöhnliches für die Sinne des Hundes. Er bellte den Gegenstand an, und was er that, thaten auch die andern, einer reizte den andern.

Lange stritten die Ritter über das Natürliche und Uebernatürliche im Wiederfinden des Schleiers. Der Marggraf verließ

die Streitenden, und begab sich, voll herzlicher Freude, mit demselben zu Agnesen.

Unbeschreiblich war das Vergnügen der Prinzessinn bey dem Anblicke des Schleiers. „Ich will nicht untersuchen, sagte sie, wie dieser Schleyer erhalten, und mir wieder gegeben wurde; genug daran, daß ich ihn habe. Er sey der Kirche geweiht, die ich an dem Orte, wo man ihn fand, erbauen will. Ist es Leopold zufrieden?“

Der Marggraf gab Agnesen seinen Beyfall, und sogleich wurde der Baum, auf welchem der Schleyer hieng, gefällt, der Wald gelichtet, und zur Kirche und Kloster der Grundstein gelegt. Es ist das heutige Klosterneuburg.

III.

August der Starke, und der Geist mit dem gebrochenen Beine.

In der Familie des Prinzen von * lebte einige Zeit August der Starke, König von Pohlen und Churfürst von Sachsen; ein Mann von außerordentlicher Körperkraft, und einem höchst jovialischen Charakter. Man sagt, er habe in seiner Jugend Löwenmilch getrunken, und mit dieser beynahe auch die Kräfte eines Löwen erhalten. Schriftsteller und mündliche Tradition erzählen merkwürdige Anekdoten von ihm. Er soll einen silbernen runden Becher, der mit Wein angefüllt war, bey einem Gastgebothe, wo man, nach damaliger Sitte, häufig Gesundheiten aufbrachte, mit einem Drucke dergestalt zusammengepreßt haben, daß der Wein heraus spritzte, und

der Becher, wie eine zusammengedrückte Papierdütte, in seiner Hand lag. — Pferde bey den Mähnen zu fassen, und sie sammt dem Reuter von der Erde zu heben, soll dem Könige ein Leichtes gewesen seyn. Ein Pauker und Trompeter, beyde robuste und schwere Männer, mußten sich einst, mit ihren Instrumenten versehen, auf die innern Flächen seiner Hände setzen, und ersterer die Pauken schlagen, und letzterer in die Trompete stoßen, während daß sie August mit ausgestreckten Armen über das Fenster des Schloßes hinaus hielt. — Wir wollen nicht untersuchen, was an diesen Anekdoten, besonders an der letzern, wahr oder übertrieben und hinzugedichtet sey; so viel ist gewiß, August war ein Beyspiel von körperlicher Stärke: doch aber nicht der Einzige in seiner Art! Sachsen hatte noch einen Mann, der sich hierin mit dem Churfürsten messen konnte. — Auf einer der Lustreisen verlor des Königs Leibpferd ein Hufeisen. August ritt vor die Schmidte des nächsten Dorfes, und forderte ein neues. Man kannte ihn nicht. Der Schmid brachte ein starkes Eisen und wollte es an den Huf des Pferdes befestigen. Der Churfürst verlangte es zu sehen.

August. Das Eisen ist zu schwach; es bricht.

Der Schmid. Verzeiht, Herr, es ist ein sehr gutes Eisen.

August. Es taugt nichts. (bricht es, und giebt die Stücke dem Schmide.)

Der Schmid. (stutzend.) Gut, Herr; will euch eins bringen, das ihr gewiß nicht brechen sollt.

August. Wollen sehen.

Der Schmid. Da ist es. Simson selbst hätte zu thun, um es nur zu biegen.

August. Dein Simson müßte ein Wickelkind seyn. Sieh', es geht entzwey.

Der Schmid. Ihr seyd aus einem festen Teige geknettet, Herr! Doch an diesem Eisen soll sie scheitern, eure Stärke, so wahr ich ehrlich bin!

August. (bricht das Eisen.) So ist deine Ehrlichkeit nicht weit her!

Der Schmid. Ihr seyd ein ganzer Mann! Ich bitte, versucht noch eins. Brecht ihr auch dieses, so ist keins auf Erden für euch unzerbrechlich.

August. Wahrhaftig, ein elendes Eisen! (giebt dem Schmide die Stücke.)

Der Schmid. (seinen Hammer wegwerfend.) Herr, für euch schmide ich kein Eisen mehr!

August. Da, nimm diesen Thaler für deine Mühe.

Der Schmid. (besieht den Thaler, und bricht ihn.) Der Thaler war schlecht Herr! (wirft die Stücke unter's alte Eisen.)

August. (den Schmid mit den Augen messend.) Vielleicht ist dieser besser?

Der Schmid. So schlecht, wie der vorige. (bricht ihn, und wirft die Stücke zur Seite.)

Der Churfürst giebt einen dritten Thaler dem Schmide; der Schmid bricht ihn abermal; er reicht ihm einen vierten, und der Schmid bricht auch diesen.

August. (erstaunt) Freund, höre auf zu brechen! Nur vier Eisen brach ich dir, begnüge dich mit gleicher Zahl.

Bey diesen Worten schwang sich der König auf sein Pferd, und ritt eilig davon.

August der Starke war es also, der einige Zeit in der Familie des Prinzen von * lebte. Man sah es nicht gerne, daß König und Prinz Freundschaft mit einander unterhielten; aber es schien unmöglich zu seyn, den einen von dem andern zu trennen.

Einst trat August auf das Kabinet

des Prinzen, und fand diesen, wider alle Gewohnheit, mißlaunicht, in sich gekehrt, verschlossen, nachdenkend.

August. Prinz, euch liegt etwas am Herzen; ihr seyd unruhig. Schüttet euren Kummer in den Busen des Freundes.

Der Prinz. „Es giebt Dinge unter dem Monde, von denen sich unsere Philosopbie nichts träumen läßt;" las ich unlängst in einem Englischen Buche.

August. Was geht uns der Britte an! Was kümmern uns seine Sentenzen! Kommt, Prinz, ich sorgte für ein neues Vergnügen, ausgesucht und abwechslend; kein Sinn bleibt unbefriedigt.

Der Prinz. Ich darf nicht, mein August.

August. Und wer hält dich?

Der Prinz. Eine mehr, als menschliche Macht.

August. Ich begreife nicht, was du sprichst.

Der Prinz. Ich hatte eine Erscheinung.

August. Du schwärmst.

Der Prinz. Eine Erscheinung, die mich warnte, den Umgang mit dir fortzusetzen.

August. Erzähle; ich bin ganz Ohr.

Der Prinz. Es war auf meinem Schlafzimmer, welches man eben neu eingerichtet hatte, und ich vor wenigen Tagen bezog, daß gestern, mit dem Schlage 12 Uhr um Mitternacht, eine fürchterliche Gestalt —

August. Bey Gott, du träumst!

Der Prinz. Höre und urtheile, ob es ein Traum war.

August. Woher kam die Gestalt? Wie sah sie aus?

Der Prinz. Vernimm die Geschichte, und störe mich nicht. — Ich unterhielt ein Nachtlicht. Der Schlaf war von mir gewichen. Ich langte nach einem Buche und las. — Die Uhr am Thurme schlägt 12. Noch tönte der letzte Schlag, und schrecklich krachte es im Kabinete, gleich einem Donner. Die Fenster erzitterten. Ein Glas mit Wasser am Tische fiel um. Das Nachtlicht erlosch. Ich sprang im Bette auf. Aber welch' ein Anblick des Entsetzens! Ein feuriges Gespenst schwebte vor mir. Das Blut stockte, jedes Haar auf meinem Haupte hob sich empor; unbeweglich und mit weit aufgerissenen Augen saß ich da. Kalter Schweiß stand in großen Tropfen auf

meiner

meiner Stirne. — Das Gespenst nähert sich, faßt mit seiner eiskalten Hand meine Rechte, und spricht in einem zermalmeten Tone: „Prinz, meide Augusten!“

Ich riß mich von dem Gespenste los, und im selbigen Augenblicke verschwand es; ich sah nicht wie — und wohin. Ein widriger Geruch blieb zurück. — Meine Besonnenheit kehrte wieder. — Ich zog die Glocke; mein Kammerdiener kam und brachte Licht.

„Um Gotteswillen, gnädigster Herr, was ist ihnen widerfahren?“ fragte er mich.

Ich fand nicht für räthlich, ihn mit dem Vorfalle bekannt zu machen. „Mir ist nicht wohl;“ war meine Antwort. Ich befahl ihm, bey mir zu wachen, nahm ein niederschlagendes Pulver, und harrte mit Ungeduld des Morgens.

August. Du glaubst also wirklich einen Geist gesehen und gesprochen zu haben?

Der Prinz. Wie kann ich anders?

August. Freund, es giebt sehr dienstfertige Geister, Geister, die durch geheime Tapeten- und Fallthüren erscheinen, durch den überraschenden Knall einer Windbüchse den Seher betäuben, das Nachtlicht auslöschen, im Finstern sich mit Phospho-

rus illuminiren, mit Eisen belegt, sich kalt anfühlen lassen, und bey ihrem Abzuge mit Asa fötida das Gemach parfümiren. — Prinz, ich denke zu deiner Erscheinungsgeschichte den Schlüßel gefunden zu haben.

Der Prinz. August, beynahe dürfte ich deiner Meinung beypflichten.

August. Laß' uns klug und vorsichtig seyn. Wir ertappen den Geist und haschen ihn! Die Geschichte bleibe ein Geheimniß. Sey munter und fröhlich. Dem warnenden Gespenste zum Trotz vergnüge dich heute mit mir. Es erscheint gewiß noch einmal, um dich nachdrücklicher vor mir zu warnen. Kann man sich auf deinen Kammerdiener verlassen?

Der Prinz. Es ist ein Mann von Ehre, und hängt fest an mir.

August. Wohl! Erschaffe mir Gelegenheit, daß ich ungesehen auf dein Schlafkabinet komme. Ich will den Geist empfangen!

Der Prinz willigte ein. Der Kammerdiener versprach Augusten seine Dienste. August und der Prinz brachten den Tag in Gesellschaft zu. Der Abend kam, und der Churfürst befand sich im Kabinete des Prinzen. Niemand hatte eine Spur

davon. — Der Prinz traf Augusten im Bette. Beyde hielten sich stille. Es brannte kein Nachtlicht.

Mit dem Schlage 12 polterte es. Eine Tapetenthüre gieng auf, und der Geist stand, Feuer sprühend, vor der Lagerstätte des Prinzen.

„Prinz! Prinz, du gehorchest nicht!"

Bey diesen Worten des Geistes sprang August hervor, packte das Gespenst im Genicke, öffnete ein Fenster das in den Schloßgraben sah und warf die Gestalt hinab. — Der Geist schrie; er hatte einen Fuß gebrochen. Ohnmächtig sich zu bewegen, lag er bis an den Morgen im Graben. Bald ward es in der Stadt bekannt, daß ein Geist mit einem gebrochenen Bein im Schloßgraben läge. Alles lief hinzu, und alles lachte beym Anblicke der grotesken Maske. Wachen mußten das Volk zerstreuen. In einem Tragsessel trug man den lahmen Geist hinweg, und übergab ihn einstweilen der Fürsorge des Wundarztes. —

So lange August der Starke noch in der Stadt war, ruhten alle Geister, es spuckte kein Gespenst.

IV.

Libussens, Herzoginn von Böhmen, wunderbare Wahl ihres Gatten. — Prz'emißels dürrer plötzlich grünender Stab. Sich in die Luft erhebende Ochsen. — (Erzählt nach Böhmens ältesten Chronisten und Volkssagen.)

Drey Töchter, schön wie die Grazien, hinterließ Crocus, Böheims ältester Fürst und Richter. Bewandert in Künsten und Wissenschaften, die zu jener Zeit nur seltne Erscheinungen waren, hatten sie sich die Bewunderung des ganzen Landes erworben. Man wallte zu ihnen wie zu einem Orakel, und befragte sie um Rath. Man war fest überzeugt, daß sich die Götter ihnen offenbarten, und über- und unterirdische Mächte ihnen zu Gebothe stünden, Sie verstanden die Kunst, Krankheiten zu

heilen, und in der Kenntniß verborgener und zukünftiger Dinge kam ihnen kein Wahrsager ihres Zeitalters gleich. Mit einem Worte: sie waren die drey Sybillen Böheims. An Crocus Grabe ward Libusse, die älteste der Holden, zur Herzoginn gewählt, und empfieng die Mütze und den Mantel ihres Vaters als Zeichen der landesfürstlichen Würde. Sie regierte mit vieler Weisheit; und noch jetzt muß man ihrer Staatsklugheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihr das verdiente Lob ertheilen. — Mit einem durchdringenden Beobachtungsgeiste begabt, blickte sie tief in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens, sonderte Lüge und Verstellung von Wahrheit ab, und nahm ihre Maaßregeln darnach. So entdeckte sie, daß einige der Mächtigern im Lande eine männliche Regierung, und selbst Crocus Stuhl im Besitze zu haben wünschten; eine Entdeckung, die ihr nicht gleichgültig war, nicht gleichgültig seyn konnte. Schön und reizend war sie; schöne, reiche und stolze Männer gab es auch in Böheim.

„Ich liebe sie nicht, diese Männer alle, sagte sie eines Abends zu einer ihrer Vertrauten, — und doch — darf ich keinen

aus ihnen beleidigen. Es sind mächtige Böhmen, kühn und unternehmend, groß ist ihr Anhang.

Die Vertraute. Jeder derselben hofft auf eure Hand, Herzoginn; jeder trachtet, mit Crocus Mütze seine Schläfe zu zieren.

Libusse. Und jeder täuschet sich. Libusse zum Herrschen gebohren, kann ihre Macht nicht theilen.

Die Vertraute. Auch nicht mit Prz'emißel?

Libusse. Auch selbst nicht mit dem Heißgeliebten.

Die Vertraute. Wie kann Prz'emißel euer Gatte werden, wenn er nicht Böheims Herzog wird?

Libusse. Er soll es scheinen zu seyn, indeß ich Herzoginn allein bleibe. Man soll ihn Herzog nennen, und meinen Befehlen gehorchen. Sein Mund soll meinen Willen kundmachen dem Volke, und dieses nicht ahnen, daß es noch immer ein Weib beherrsche.

Die Vertraute. Wählet ihr Prz'emißel, wie beuget ihr dem Ausbruche der Unzufriedenheit derjenigen vor, die auf euch rechnen, deren keinen ihr beleidigen wollt?

Libusse. Man wünscht einen Mann an der Seite der Tochter Crocus. Im Prz'emißel erhält Böheim diesen Mann.

Die Vertraute. Wer wählet ihn? Ihr doch nicht, Herzoginn?

Libusse. (lächelnd.) Die Götter wählen ihn. Der Wahl der Unsterblichen setzet sich kein Böhme entgegen. Selbst die, denen mein Besitz sehnlicher Wunsch ist, werden sich beruhigen, und den Rathschluß höherer Mächte verehren.

Die Vertraute. Ich verstehe euch nicht, herzogliche Frau.

Libusse. Man muthet mir übernatürliche Kräfte zu; man glaubt, daß ich mit überirdischen Wesen Umgang pflege. Ich will diesen Glauben benützen. Ist Libusse eine Schwarzkünstlerinn, wie man sie wirklich dafür hält, so sey ein Donnerwetter im Anzuge. Morgen, zur Zeit der Mittagssonne, verfinstert sich der Himmel, Blitze durchkreuzen sich in höhern Regionen. — Ein Zeitpunkt, der nicht schicklicher zur Ausführung meines Planes seyn kann. Schon sind die Vornehmen des Landes berufen; schon wallet das Volk zum Grabe Crocus. Man brennt vor Begierde den Namen des Mannes zu hören, den ich zum Gemahl,

zum Herzog wählen werde. — Diese Tafel, mit Hieroglyphen bezeichnet, vertraue ich deinen Händen. Von dir empfängt sie heute noch Prz'emißel. Eile!

Am Grabe Crocus erschienen des folgenden Tages die vornehmsten, die mächtigsten Böhmen. Eine zahllose Menge des Volks lagerte sich um die Ruhestätte des Herzogs und Richters. Mit Ungeduld sah man der Ankunft Libussens entgegen. Sie kam. Freundlich um sich blickend, gieng sie durch die Reihen der Tausende, die sich versammelt hatten, am Grabe Crocus. Mit Ehrfurcht empfiengen sie die Mächtigen des Landes. In den Gesichtszügen derselben las Libusse, daß ein jeder mit der Hoffnung sich schmeichelte, von der Herzoginn gewählt zu werden. Die Priester zündeten das Opfer an. Mit dem Schalle der Posaunen verband das Volk seinen heiligen Gesang. Libusse stand am Crocus Grabe mit Hoheit angethan. Majestät strahlte aus ihren Blicken. Jedes Auge hieng an der Fürstinn. Das Opfer war vollbracht; der Gesang endete; die Herzoginn sprach:

„Böhmen!" Hier, wo die Asche eures Herzogs ruhet, wo sein Geist unsichtbar

euch umschwebt, und die Schutzgottheit Böheims in dem Innersten meines Herzens liest, hier auf dieser heiligen Stätte, der sich keine Verstellung nahen, die keine Lüge entweihen darf, erscheint Libusse vor euch, und fordert feyerlich jeden auf, der eine gerechte Beschwerde gegen mich hat, hervorzutreten, und sie kund zu machen dem versammelten Volke."

„Heil Libussen, der Herzoginn Böheims! Heil der Tochter Crocus!" So riefen alle Zungen im jubelenden Tone.

„Wohlan, — fuhr Libusse fort, — da ihr mich rein von Ungerechtigkeit und Bedrückung, rein von jedem Mißbrauche meiner Gewalt und Macht findet, — so horchet auf meine Worte, auf die Worte eurer Herzoginn, die euch mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt, und bereit ist, auch sich selbst zum Opfer darzubieten, um nur euer Glück zu gründen. — — Ihr wünschet eine männliche Regierung; aber bedenket, Böhmen, daß der starke, nervigte Arm des Mannes nicht so schmeichlend und liebkosend ist, wie die weiche Hand des Weibes; bedenket, daß Männerbrust jene sanften Gefühle nicht nähre, die im weiblichen Busen wohnen. Darum, Böhmen,

lebt' ich auch bis jetzt nur allein für euch. Als Mensch und Weib bin ich der Liebe nicht unfähig; mein Herz fühlte für manchen aus eurer Mitte, ihr Edlen; aber die Härte des Mannes schreckte mich, wann ich an mein Volk dachte, und die süssesten Triebe hieß ich schweigen. — Doch ihr wollt. So sey es denn, ich eile eurem Willen genug zu thun."

Libusse hielt inne. Es donnerte aus der Ferne. Die Blicke der Herzoginn weilten auf der Versammlung. Es schien, als suchten sie Einen darunter. Die Sonne verbarg sich hinter düsteres Gewölke. Die Donner näherten sich. Libusse sprach wieder:

„Würdige Männer sehe ich vor mir; Männer reich an Geistesgaben, und verehrungswerth durch Verdienst und Tugend. Mit innerer Achtung nenne ich die Namen." —

Ein starker Blitz leuchtete, ein gewaltiger Donner fiel, mehrere folgten ihm. Die Erde erbebte. Die Herzoginn wankte am Grabe Crocus. Die Versammlung hatte der Schreck ergriffen, Libusse erholte sich, und nahm das Wort:

Einander gleich an Verdiensten, erschwe-

ren diese Edlen mir die Wahl. — Verklärter Geist meines Vaters, der du nun mitten unter uns wandelst, bestimme meinen Willen! — Libusse, Crocus des Weisen älteste Tochter und Herzoginn Böheims, wählet und ernennet zum Gemahle und Herzog „ —

Abermal flammte der Himmel und brüllten die Donner. Libusse sank ohnmächtig auf das Grab ihres Vaters nieder. Die Donner schwiegen!

„ Sie ist entzückt! Sie ist entzückt!" rief daß Volk.

„ Die Unsterblichen sind bey ihr! Die Götter sprechen zu ihr!" sagten die Priester.

Eine tiefe Stille herrschte in der Versammlung. Man war voll Erwartung der Dinge, die man aus dem Munde der Herzoginn vernehmen würde.

Lange lag sie unbeweglich am Grabe Crocus Doch mit einemmale schien sie von einer unsichtbaren Macht erschüttert zu werden. Jeder Muskel ihres Körpers gerieth in heftige Zuckungen. Verschlossen blieben ihre Augen. Die Zukungen endeten. Wie einer, der im Traume spricht, so sprach Libusse:

„Ziehet hin gen Sonnenaufgang nach

Libitz. An einem eisernen Tische isset ein Landmann sein Brod. Diesen begrüsset als Herzog von Böhmen, und führet ihn Libussen als Gemahl zu. So ist's im Rathschluße der Götter beschlossen. „

Alle erstaunten. Die Priester verzeichneten die Worte der Herzoginn, und die Wladyken Böheims, die Libussen zur Gattinn wünschten, blickten mißmuthig zur Erde.

Libusse erwachte, erwachte mit einem tiefen Seufzer, und sah mit Wehmuth die Edlen des Landes an, gleichsam als hätte sie ihnen sagen wollen, wie sehr leid es ihrem Herzen thäte, keinen aus ihnen beglücken zu dürfen.

Ein Priester. Erhabene Frau, es ist billig, den Göttern ein Opfer zu bringen, und das Volk in die Tempel zu versammeln, während daß die Gesandtschaft nach Libitz —

Libusse. (befremdet.) Was sprichst du von einer Gesandtschaft nach Libitz, Priester?

Einer der Wladyken. Seht diese Tafel und leset die Worte, Herzoginn, die vor wenigen Augenblicken eurem Mun-

de entfloßen. Die Hand des Priesters verzeichnete sie.

Libusse. (äußerst verwundert.) Bey den Unsterblichen! ich weiß nicht, daß ich gesprochen habe; und doch sah ich den Inhalt dieser Tafel im Traumgesichte vor mir; so sprach die Schutzgottheit Böheims zu mir. Eilet, Priester, und bringet den Göttern die theursten Opfer. Dem Lande Böheim stehen große, wichtige Dinge bevor. — Ja Böhmen, ein glatter Landmann ist's, den die Götter auf Crocus Stuhl als Herzog erheben. An einem eisernen Tische ißt er sein Brod. Gehet, und bringet ihm Crocus Mütze und Mantel. Nehmt mein Leibpferd, und führt es Prz'emißeln, dem Gemahle Libussens vor.

Einer der Wladyken. Unbekannt ist dieser Name im Lande.

Libusse. Auch mir ist er es. Säumet nicht, das zu vollziehen, was die Götter gebieten. Ich gehe in den Tempel. Gen Sonnenaufgang nach Libitz ist euer Weg.

Man nahm Crocus Mütze und Mantel, Libussens Leibpferd, und zog gen Sonnenaufgang. Eine kurze Strecke war man von der Feste Wissehrad, damals Psary

genannt, gekommen, als der Zelter der Herzoginn seinem Führer sich entriß, von der Heerstraße Feld einwärts lenkte, und mit stolzem Tritte einem dichten Walde zugieng. Man folgte dem Pferde. Am Ausgange des Waldes lag in einer fruchtbaren Gegend ein Dörflein, von Gärten und Aeckern umzingelt. Ein ehrwürdiger Greis begegnete dem Zuge.

Ein Wladyke. Segen über dein Haupt, Alter! Ist Libitz nicht der Name des Dörfleins?

Der Greis. So nennen wir seit jeher unsere Hütten.

Der Wladyke. Kennst du nicht Prz'emißeln?

Der Greis. Wie sollt' ich den Mann nicht kennen, dessen Weisheit uns glücklich macht!

Der Wladyke. Führe uns zu ihm.

Der Greis. Habt ihr doch schon einen Führer. Euer Pferd eilet der Hütte Prz'emißels zu. Gehabt euch wohl. Ich darf nicht weilen; meine Tochter ringet mit dem Tode; Vaterpflicht ruft mir.

Der Greis verlor sich im Walde. Libussens Zelter stand vor einer kleinen

Hütte, und wieherte. Die Gesandtschaft verdoppelte ihre Schritte. Vor der Hütte saß ein Mann vor seinem Pfluge, an den zween Ochsen gespannt waren, und schnitt einen Laib Brod auf, als eben das Leibpferd der Herzoginn zu ihm hintrat, und seine Hand leckte.

Ein Wladyke. Ja er ist's, den wir suchen! Seht, an einem eisernen Tische isset er sein Brod.

Ein anderer Wladyke. Laß' uns ihn um seinen Namen fragen. Heil dir Prz'emißel!

Prz'emißel. Willkommen, Freunde; was sucht ihr im Dörflein Libitz?

Der erste Wladyke. Böheims Herzog und Libussens Gemahl.

Der zweyte. Den wir in dir begrüssen.

Die ganze Gesandtschaft. Heil dir Herzog von Böhmen!

Prz'emißel. So wenig dieser dürre Stab grünet, so wenig bin ich der, den ihr sucht.

Die ganze Gesandtschaft. Du bist's! Heil dir Herzog von Böhmen!

Der erste Wladyke. Bey den Göttern! Seht, der dürre Stab grünt! —

Herzog, nimm Crocus Mütze und Mantel, und mache deine Böhmen glücklich. Eile; Libusse harret dein.

Prz'emißel. Die Pflicht des Sterblichen ist's, dem Willen der Götter sich zu fügen. Ich folge euch. Doch bevor laßt mich diese guten Thiere versorgen.

Vom Pfluge hob sich Prz'emißel, spannte die Ochsen aus dem Joche, und führte sie zwischen zween Bäume, deren Aeste bis auf die Erde herab gebogen waren.

„Hier ruhet im Schatten der Bäume; sprach er; ich verlasse euch.“ Und siehe da, die Ochsen erhoben sich in die Luft. — Ein allgemeines Staunen verbreitete sich unter der Gesandtschaft. „Wahrlich, die Götter haben dich zum Herzog gewählt!“ sagten die Wladyken zu Prz'emißel. — Prz'emißel stieg auf Libussens Zelter, und frohlockend eilte man der Feste Psary zu.

So hatte also Libusse durch ihre Klugheit, durch Benützung ihrer Witterungskenntniß, durch einen vorläufig Prz'emißeln gegebenen in Hieroglyphen versteckten Unterricht, durch Träume und Convulsionen, denen sie den Anstrich des Übernatürlichen so meisterlich zu geben wußte, den Mann zum

Gatten

Gatten erhalten, den sie lange schon vorher liebte, und Böheim einen Herzog gegeben, durch den sie selbst regierte, und den man ohne Murren dafür erkannte, weil man glaubte, die Götter selbst hätten ihn gewählt.

„Aber der dürre plötzlich grünende Stab?" — Kann aus einem hohlen Stabe nicht ein grünender Zweig durch einen Druck zum Vorschein kommen?

„Doch in die Luft sich erhebenden Ochsen?" — Standen sie nicht zwischen zween Bäumen, deren Aeste herab gebogen waren? Es war eine Art Luftprellen, bekannt und üblich bey den Alten.

Allein das Pferd, wie wußte es den Weg nach Libitz? Wie erkannte es Prz'emißeln? Es mochte wohl oft Libussen dahin getragen, und aus Prz'emißels Hand sein Futter empfangen haben.

V.

Der Reiter, der seinen Kopf unter dem Arm trägt, im Hohlwege zu Prag.

Da, wo man vom Berge Sion, nun Strahof genannt, sich rechts in das Innere der Hauptstadt Böhmens begiebt, da ist ein tiefer hohler Weg. Noch jetzt findet man Spuren, daß er ungangbar und gefährlich vor Jahrhunderte gewesen seyn mochte; noch jetzt ist es traurig und öde zwischen den Mauern, die von beyden Seiten den Weg umschließen, und sehr begreiflich, wie man hier dazumal auf Spuckerey und Geisterunfug verfallen konnte. Eine Geschichte dieser Art, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, die in dem gedach-

ten Wege sich ereignet haben soll, erzählen einander in langen Winterabenden die alten Mütterchen zu Prag. Man erlaube mir, daß ich sie den guten Matronen nachschreibe.

Es war einmal, — doch nein! Die Mütterchen Prags mögen mir vergeben, wenn ich meine Leser auf eine andere Art mit dem Vorfalle bekannt mache.

Der Küster der Kirche am Strahof. (auf das Zimmer des Capellans tretend.) Ehrwürdiger, man ruft euch zum Kranken; er ringet mit dem Tode, und verlangt euren Zuspruch.

Der Capellan. Es ist schon spät in die Nacht, und der Sturm heult entsetzlich.

Der Küster. Fürchterlich brauset der Moldaustrom, und schauerlich tobet der Nordwind.

Der Capellan. Ist der Kranke weit?

Der Küster. Tief unten in der Stadt.

Der Capellan. Sehr beschwerlich für mich alten Mann; doch die Pflicht meines Amtes fordert mich auf. Ich reite zu dem Kranken.

Der Küster. Will euch begleiten, Ehrwürdiger! Gefährlich ist doch der Ritt durch den hohlen Weg.

Der Capellan. Dank dir für deinen guten Willen, Alter; die Zahl deiner Jahre überwiegt die meine; schwächer bist du, denn ich, und nicht verpflichtet, wie ich. Bleibe bey den Deinigen. Besorge mir das Reitpferd.

Der Küster that, was ihm der brave Capellan befahl. Gesattelt stand das Pferd vor der Wohnung des Geistlichen. Immer heftiger wüthete der Sturm. Mit schwarzem Gewölke war der Himmel umzogen. Kein Sternchen leuchtete. Ein erstarrender Frost herrschte im Freyen. Schneidender Hagel fiel hernieder. Die blechernen Fahnen und Wetterhähne auf den Dächern der Häuser klirrten, und gräßlich pfiff es durch die Ritzen verödeter Gebäude. Der Geistliche ritt nur wenige Schritte, und das Roß bäumte sich. Mit Mühe kam er an den Hohlweg. Hier stolperte das Roß und stürzte. Verwundet wurde der Capellan von den Spitzen der Steine, auf welche er fiel. Erst nach Mitternacht hielt er vor dem Hause des Kranken. Der Kranke war schon verschieden. Die Seinigen wehklagten,

daß er ohne priesterlichen Beystand sterben mußte, und gaben ihre Unzufriedenheit deutlich dem Geistlichen zu verstehen. „Es ist nicht meine Schuld, daß ich zu spät kam;" sagte der Priester, die stürmische Nacht, der Sturz mit meinem Pferde, meine Wunden machten mir's unmöglich, zu rechter Zeit einzutreffen. „Er bethete über den Leichnahm, segnete ihn, und entfernte sich.

Man fand ihn am Morgen todt, mit gebrochenem Genike, im Hohlwege liegen. Das Pferd hatte sich verlaufen. Ein unglücklicher Sturz brachte dem guten Manne den Tod.

„Es ist Strafe des Himmels;" sagte das Volk, denn der Kranke starb ohne geistlichen Zuspruch." Und bald sah die Einbildungskraft der Bewohner der Gegend am Hohlwege zur Stunde der Mitternacht einen Geistlichen auf und nieder reiten, der seinen Kopf unter dem Arm trug.

Jahrelang, täglich um die Mitternachtsstunde, versichern die alten Mütterchen Prags, trabte es im Hohlwege, dreymal auf, und dreymal nieder. Auf einem feurigen Pferde, das fürchterlich schäumte, saß ein Reiter ohne Kopf, doch sah man die-

sen unter seinem Arm. Todtengeruch gieng vom Pferd und Reuter aus. Funken wurden sichtbar bey jedem Tritte des Roßes, und der Kopf unter dem Arm des Reuters seufzte, daß es einem durch Mark und Bein drang. — Ein Fremder, der von der Geschichte nichts wußte, und sich in diese Gegend gerade zur Stunde des Geistes verirrte, begegnete dem Reuter. Hell schien der Mond. Auf einem feurigen Roße ritt eine weiße Gestalt daher.

Die Gestalt. Halt! Sage, wer du bist?

Der Fremde. Ein Fremder, unbekannt in dieser Stadt.

Die Gestalt. Nicht von der Stelle, du gehörst mir, oder —

Der Fremde. Schonet meiner; ein armer Handwerkspursche, der eben hier Arbeit sucht, ist nicht bey Barschaft. Entlasset mich; ich bitte euch, Herr Soldat —

Die Gestalt. Du irrst.

Der Fremde. Nicht doch; daß ihr Soldat seyd, erkenne ich an dem Helm, den ihr unter dem Arm habt.

Die Gestalt. Das ist mein Kopf. Siehst du einen andern?

LB Coburg

Der Fremde. Ihr seyd in euren Mantel gehüllt; höre nur eure Stimme.

Die Gestalt. Frage nach dem Reuter ohne Kopf im Hohlwege, und man wird dir sagen, wer ich bin. Zieh' im Frieden.

Der Fremde dankte dem Himmel, daß er der Patrouille auf diese Art entkommen war; — denn dafür hielt er den Reuter, — und erzählte die Begebenheit im Hohlwege auf der Herberge des folgenden Tages. — Man versicherte ihn, daß es keine Patrouille, daß es wirklich das Gespenst war, und daß er wirklich vom Glück reden könne, so mit heiler Haut der Gefahr entwichen zu seyn.

Der Fremde. War doch die Gestalt so ähnlich einem Soldaten im weißen Mantel, wie ein Ey dem andern.

Der Herbergsvater. Saht ihr nicht das feurige Roß?

Der Fremde. Es blinkte wohl etwas hie und da am Roße; aber es konnt' es auch der Mond bewirken; das Reutzeug war blank geputzt.

Der Herbergsvater. Aber der Kopf unter dem Arm?

Der Fremde. Gilt mir noch immer für einen Reuterhelm.

Der Herbergsvater. Wär's ein Soldat gewesen, er hätte den Helm auf dem Kopfe, und nicht unterm Arm getragen.

Der Fremde. Er wollt vielleicht die Rolle des Geistes spielen, da ich mich nicht eher zu einem Trinkgelde einverstand.

Der Herbergsvater. Doch mehrere haben denselben Geist schon gesehen.

Der Fremde. Giebt es nicht mehrere muthwillige Soldaten?

Der Herbergsvater. Der Soldat, die Patrouille hätte dich nicht entlassen.

Der Fremde. Ich glaube es selbst, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß ich von dem Helme unterm Arm, der den Kopf des Geistes vorstellen sollte, am gehörigen Orte sprechen könnte.

Der Herbergsvater. Du bist ein Ungläubiger. Der Strafe wirst du nicht entgehen.

Der Zufall wollte, daß wenige Tage hierauf der Handwerkspursche erkrankte, und in kurzer Zeit starb. — Der Herbergsvater schrieb diesen Todesfall dem Unglauben des Fremdlings zu, und erzählte

allenthalben, was er von diesem von dem Reiter ohne Kopf gehört hatte, und nun erst ergänzten die Mütterchen Prags die Geschichte, und vermehrten sie mit dem Schicksale des Fremdlings.

VI.

Der Brauergeselle mit dem Taschengeiste, Jakobchen genannt, in Böhmen und Mähren.

In Böhmen und Mähren erzählt man sich heute noch von einem Brauergesellen, der in beyden Ländern herumzog, und einen Taschengeist bey sich in einem Schächtelchen führte, der das Landvolk in Erstaunen setzte, und seinem Besitzer manchen Gulden einbrachte. Jakobchen hieß der Geist. Jedermann war begierig, das kleine sonderbare Wesen näher kennen zu lernen, und an den Gesprächen sich zu vergnügen, die der Brauergeselle und Jakobchen mit einander unterhielten. Man fragte fleißig in den Brauhäusern nach, ob nicht der Geselle mit dem Taschengeiste, — der Ruf hatte schon beyde allge-

mein bekannt gemacht, — bald einwandern würde, und riß ihn beynahe in Stücken, wenn er wirklich kam; denn jeder wollte zuerst Jakobchen mit seinem Meister sprechen hören. Und in der That mußte es eine zu jener Zeit sehr auffallende und interessante Scene gewesen seyn! Der Brauergeselle saß in einer Ecke des Zimmers, vor ihm stand das Schächtelchen auf dem Tische. Er öfnete es zur Hälfte, und hauchte dreymal nach einander auf eine kleine braune Figur, die eine etwas unförmliche Menschengestalt zu haben schien, und schloß das Schächtelchen wieder zu. Nach einer Weile hörte man ein dumpfes Geräusche nahe an dem Gesellen, und endlich Jakobchen selbst in einem schnarrenden Tone die Frage thun:

„Meister, warum hauchtest du mich aus dem Schlafe?"

Der Geselle verlangte nun den Namen des Geistes zu wissen.

„Jakobchen, der Taschengeist, ist mein Name," war die Antwort.

„Weißt du wohl, wo du bist, und wer die Umstehenden sind, die du unterhalten sollst?"

Jakobchen nannte das Haus, und seine Besitzer, und entdeckte oft Dinge, von denen man glaubte, daß sie ein Geheimniß wären.

Oft gehorchte auch Jakobchen seinem Meister nicht, wollte nicht antworten, oder plapperte unverständliches Zeug daher. Da zankte der Geselle mit Jakobchen, und Jakobchen blieb seiner Seits nichts schuldig. Beyde sprachen oder schrieen vielmehr zugleich, so, daß man deutlich zwo redende Personen unterscheiden konnte.

Der Geselle behauptete, mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, daß Jakobchen wirklich ein Geist sey, dessen er gerne los zu werden wünschte, wenn es nur möglich wäre. Er betheuerte, daß er viel von dem kleinen Geiste, der ihm angezaubert worden, leiden müsse; daß er ihn oft im Schlafe drücke, das Blut aus den Adern sauge, u. s. w., daß er es schon oft versucht hätte, das Schächtelchen sammt dem Geiste wegzuwerfen, daß aber in demselbigen Augenblicke Jakobchen in seinen Leib führe, und darinn tobe und die größten Schmerzen errege.

Um die Staunenden davon zu überzeu-

gen stellte er auch das Schächtelchen wirklich weit von sich, und man hörte sogleich Jakobchen vernehmlich aus dem Bauche des Mannes herauf reden, und mit ihm kneifen, daß er es aus den Händen gegeben habe. „Unmöglich, sagt er, kann ich dieses Peinigers los werden. Ich lebe traurige Tage in seiner Gesellschaft." Man hatte Mitleid mit dem Menschen, und beschenkte ihn reichlich.

Es ist offenbar, daß dieser noch immer berichtigte Pursche, ein Betrüger zu seiner Zeit gewesen, und die bey den Alten so übliche Kunst der Bauchrednerey verstanden habe, der zufolge man die Töne gleichsam verschluckte, und in der Bauchhöhle zu artikuliren schien, so, daß es das Ansehen bekam, als redete noch eine besondere Person zugleich mit dem Bauchredner, der im selbigen Momente, da die Bauchtöne aufstiegen, wie gewöhnlich durch den Mund sprach. Nothwendig mußte es da scheinen, als unterhielten sich zwo verschiedene Personen mit einander. — Die kleine menschliche Figur im Schächtelchen, die den Taschengeist sinnlich vorstellte, war entweder eine

wirkliche Alraunwurzel, radix Madragorae, — ein in der Periode des Aberglaubens seiner Gestalt wegen wichtiges Gewächs, — oder ein ihr ähnlich geschnitztes hölzernes Männchen.

VII.

Die Herzen im Grase; oder Das Denkmal der Liebe bey Pryelaucz in Böhmen.

Nicht fern von dem bekannten Städtchen Pryelaucz in Böhmen, links an der Straße, die nach dem wohlgebäuten Pardulitz führt, ist ein Plätzchen der Liebe geweiht. Jünglinge und Mädchen, die für einander fühlen, wallfahrten hieher, und erinnern sich, mit Thränen in Augen, der Geschichte, die hier ein wunderbares Denkmal verewigt, segnen das Andenken jener Liebenden, die, durch Menschen getrennt, sich hier im Tode vereinigten, und schwören sich eine eben so heisse und treue Liebe zu. —

Klara, so hieß das Mädchen, lebte nur für ihren Wilhelm, und nur in ihr fand dieser seinen Himmel. Klara

war die Tochter armer, aber rechtschaffener Eltern, Wilhelm der Sohn eines eben so reichen, als geizigen Mannes, der, mit dem Ueberflusse, den er schon besaß, nicht zufrieden, noch immer darauf dachte, ihn zu vermehren. Beyde Familien waren Nachbarsleute. Von der ersten Jugend an kannten einander Jüngling und Mädchen; sie wuchsen mit einander auf, und ihre Herzen liebten sich schon wechselsseitig, eh' sie wußten, was Liebe sey. An Schönheit kam Klaren kein Mädchen im Orte und aus der Gegend gleich, aber unendlich schöner noch, als ihr Körper, war ihre Seele. Man pries sie als ein Muster der Frömmigkeit und Gottesfurcht. Man stellte sie als Beyspiel der Sanftmuth, Güte und Bescheidenheit auf, und sprach mit Entzücken von der Reinheit und Unschuld ihrer Sitten. Ihre Arbeitsamkeit und hausmütterliche Thätigkeit rühmte man allenthalben. Sie war die Stütze ihrer dürftigen Eltern, der Trost ihrer alten kummervollen Tage. Nicht minder schätzbare Eigenschaften entdeckte man an Wilhelm. Er hatte den Beyfall aller, die ihn kannten. Seine körperliche Bildung gefiel den Männern, und nahm die Sinne der Mädchen für ihn ein.

Er dachte gerade und bieder, war gefällig und zuvorkommend gegen jedermann, besaß Kenntnisse und Geschicklichkeiten von nicht gemeiner Art, und stand in dem Rufe eines Jünglings von dem untadelhaftesten Lebenswandel.

Klara also und Wilhelm, welch' ein Paar! Zwo Menschenblumen in ihrer vollsten Blüthe, vereint durch Liebe und Gleichheit des Charakters. Wer beyde sah, fand Vergnügen an ihnen. Selbst der ernste Sittenrichter blickte mit Zufriedenheit auf die Liebenden von seiner Höhe herab. Und wie sie sich liebten! Mit der Reinheit eines Engels empfand Klara für Wilhelm. Wilhelm wußte es, und durfte sich seiner Gefühle vor Klaren nicht schämen; er dachte so wie sie. Sie faselten nicht, sie schwärmten nicht. Ihre Herzen floßen zusammen, wie harmonische Töne.

Lange schon hatte Wilhelms Vater diese Liebe bemerkt, und — sie nie gebilligt. Die Zeit kam heran, daß sich Wilhelm im Orte häuslich niederlassen sollte. „Deine künftige Wirthschaft, bedarf einer Frau, sagte der Vater, und zwar einer reichen Frau. Wie gefällt dir

Wendelins Mariechen, dort an der Ecke?"

Wilhelm. Mein Vater!

Der Vater. Keinen Widerspruch, Sohn, oder fürchte meinen Zorn!

Wilhelm. Ich liebe Mariechen nicht.

Der Vater. Davon ist auch die Rede nicht. Liebe ihr Geld, und nimm sie zum Weibe.

Wilhelm. Aber eine Ehe ohne Liebe —

Der Vater. Ist gescheider, als Ehe ohne Geld.

Wilhelm. Vater, ich habe einen gesunden Kopf und gesunde Hände, und bin euer einziger Sohn. Eine kleine Unterstützung von euch, und ich bedarf Mariechens Vermögen nicht.

Der Vater. Sprichst du aus diesem Tone? Wohl, so liege der Fluch des Vaters auf dir! Fort aus meinen Augen! Du bist der Mörder deines Vaters! — Unterstützung von mir? Ha, Bube, willst du mich blutarmen Mann vollends zum Bettler machen? Soll ich den Pfenning, den ich im Schweiße meines Angesichts erwarb, den ich mir für meine alten Tage abdarbte, und wie meinen Augapfel aufbewahre, soll ich

ihn dir, Taugenichts geben, damit eine elende Dirne davon ihren Hunger stille, ihre Blöße decke? — Bey Gott, Junge, daß geschieht nicht! Nun und in Ewigkeit nicht!

Wilhelm (zu des Vaters Füssen.) Theurester, bester Vater, erbarmet euch eures Sohnes! Zwinget mich zu einer Heurath nicht, die mich unglücklich machen würde. Marie ist mir unerträglich!

Der Vater. Und erträglich ist dir der Bettelsack von eine Klara? Liebenswürdig ist dir eine Creatur, die am Hungertuche nagt? Willst du daß ich euch beyde ernähre, und darüber zu Grunde gehe? — Sohn, noch nenne ich dich so, nimm Mariechen zum Weibe, vereitle meinen Plan nicht, oder ich handle grausam an dir! Der morgige Tag ist zu deiner Verlobung bestimmt; entschließe dich, wenn dir lieb dein Wohl ist! — Klaren bekömmst du nimmer mehr; dafür ist gesorgt!

Der Sohn. Vater, tödtet euren Sohn nicht! In diesen Adern rollt ja euer Blut, das Blut meiner verklärten Mutter, die ihr doch auch liebtet; erbarmet euch dieses Blutes: Es flehet zu euch; verschließet euer Ohr nicht! — Nie, Vater, kann mich Geld allein glücklich machen! Feyer-

lich entsage ich hier jedem Anspruche auf eine Unterstützung von euch; gebt mir Klaren nur, williget als Vater in unsere Verbindung, und Gottes Segen ruht auf euch!

Der Vater. Morgen ist dein Verlobungstag; wähle, oder zittere vor meiner Rache! (entfernt sich.)

Zu Klaren floh Wilhelm. An ihrem Busen seinen Kummer ausweinen, an der Seite der Geliebten seinem geengten Herzen Luft machen, sie seiner unwandelbaren Treue versichern, das wollt' er.

Doch welch' ein Anblick für den gefühlvollen, liebenden und leidenden Jüngling, als er beym Eintritte in Klarens Wohnung, beyde Eltern in einem Zustande fand, der nahe an Verzweiflung grenzte. Im stummen Schmerz stand der bejahrte Vater des Mädchens, mit in einander geschlagenen Armen, zur Erde gesenktem Haupte, und starr vor sich hin sehenden Augen und verbissenen Lippen da. Einen schmerzhaften Kampf kämpfte seine Seele. Er schien keine Empfindung von dem zu haben, was außer ihm vorgieng.

Klarens Mutter schwamm in Thränen, rang die Hände, jammerte laut.

„Um Gotteswillen, was ist euch? Wo ist Klara?“ rief Wilhelm.

Die Mutter. O, Wilhelm, es ist entsetzlich! Unaussprechlich ist unser Unglück! Gott, was haben wir verschuldet?

Wilhelm. Wo ist Klara? Vater, Mutter, antwortet! Wo ist Klara?

Der Vater. Ich überlebe es nicht! Richter dort oben, Erbarmung! (sinkt kraftlos auf einen Stuhl.)

Wilhelm. Mutter, rede, was ist hier vorgegangen?

Die Mutter. Dein Vater, Wilhelm, dein grausamer Vater —

Wilhelm. O, ihr Heiligen Gottes, welche Ahnung!

Die Mutter. Ueberlieferte Klaren den Gerichten —

Wilhelm. Was sagt ihr? Klaren — Klaren den Engel den Gerichten? —

Die Mutter. Klagte sie als Diebin an. Einen silbernen Becher fand man in ihrer Kiste. Gott allein weiß, welcher niederträchtige Bube diesen Becher in des Mädchens Kiste gelegt. Vor wenigen Stunden schleppten die Gerichtsfrohnen Klaren fort.

Wilhelm. (mit Entschlossenheit.)

Lebt wohl, mit Klaren seht ihr mich wieder! Ich eile die Ehre des Mädchens zu retten, oder! — lebt wohl!

Eben wollte Wilhelm die Thüre öffnen, als vier starke Kerle hereintraten, und sich seiner bemächtigten. Wilhelm wurde zu seinem Vater gebracht, und mit vieler Vorsicht bewachet. Es ward ihm die Möglichkeit benommen, sich für die Unglückliche zu verwenden.

Man verhörte Klaren; sie bekannte nichts, weil sie sich keines Verbrechens bewußt war. Doch der Becher sprach gegen sie, und vollgültige Zeugen schwuren darauf, daß sie sie an eben dem Tage auf Wilhelms Stube gesehen hätten, an welchem der Becher im Hause vermisset wurde. Nur mit Thränen konnte sich Klara vertheidigen. Sie rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, sie bat, sie flehte. Doch vergebens. Man übergab sie dem Criminalgerichte. Die peinliche Frage, die Tortur, stand ihr bevor. Ohne den Geliebten mehr zu sehen, ohne von ihren Eltern, die nun auch eingezogen wurden, Abschied nehmen zu dürfen, ward sie, mit Ketten, wie eine Verbrecherinn, schwer beladen, in den finstersten Kerker geworfen. — Man spannte sie

auf die Folter. Ihr zarter Körper unterlag den Schmerzen. Sie starb unter den Händen der Peiniger. —

Wilhelm verfiel in eine tiefe Schwermuth, und bald in eine Krankheit, die mit Gefahr drohte. Man war besorgt um sein Leben. Der Arzt verzweifelte. Körper und Seele des Jünglings waren zerrüttet. Man stellte Wächter an sein Bette, die ihn bewachten sollten. — Wilhelm, der von jedermann geliebt und bemitleidet wurde, bewegte die Wächter durch Bitten und Belohnung dahin, daß sie seinem Willen willfahrten, und ihn auf das Plätzgen, links an der Strasse nach Pardubitz, brachten.

„Gott lohne euch den Dienst, sagte Wilhelm, zu den Wächtern, hier will ich enden; hier schenkte mir Klara ihr Herz; hier gab ich ihr das meine, hier schwuren wir einander ewige Liebe. — O Geist meiner Geliebten, der du mich umschwebst, ich komme; ich fühle den herannahenden Tod. — Klara — Engel — ich komme! Schöpfer der Natur sey mir barmherzig, daß es ein Vaterherz nicht war, sey gnädig als Richter diesem Vater!"

Heftige Zuckungen überfielen Wilhelm. Die Wächter, die, mit thränenden Augen

um ihn herstanden, wollten ihn nach Hause bringen. Klara! Klara! rief der Sterbende noch einmal mit gebrochener Stimme, und verschied. — Bald wurde der Vorfall im nahen Städtchen bekannt. Der Jüngling erhielt sein Begräbniß an dem Orte, wo er starb. Nahe an das Grab ward ein Kreuz gesetzt, vor welchem heute noch der Wanderer betet. Und von nun an versammelten sich hier Mädchen und Jünglinge vom Gefühl, und weinten manche Thräne dem Andenken Klarens und Wilhelms. Liebende eilten im Mondenscheine hieher, und theilten am Wilhelms Grabe einander ihre süssen Empfindungen mit, und erzählten sich die Geschichte des unglücklichen Paares.

Es war am Jahrstage von Wilhelms Tode, als man am Plätzchen zwey in einander geschlungene Herzen, vom Grase gebildet, entdeckte. Alt und Jung eilte aus dem Städtchen herbey, um die wunderbare Entdeckung, die Herzen am Plätzchen zu sehen. — Unvertilgbar waren sie, und noch jetzt sind nicht undeutliche Spuren von denselben vorhanden. Das Plätzchen wurde das Plätzchen der Liebe genannt; und es scheint, eine geschickte Gärtnerhand habe

diese Herzen, zum Andenken der Geschichte, zuerst gebildet im Grase, und mit jedem Jahre, von keinem Auge beobachtet, erneuert, bis sie endlich keiner Erneuerung mehr benöthigten, indem das einmal in Herzform gesäete Gras in dieser Gestalt fortwuchs.

VIII.

Das Dukaten bringende Mäuschen, bey Reichenau in Böhmen. —

Heiß brannte die Sonne von der Mittagslinie hernieder, kein kühlendes Lüftchen wehte, — als Lettinger, ein alter dürftiger Landkrämer, dem Städtchen Reichenau in Böhmen zuwankte und ermüdet und kraftlos hir auf einem dürren Rasen sank. Schon fünf volle Tage war er gegangen. Das Unglück schien ihn zu begleiten; die Dorfleute der Gegend kauften auch nicht um einen Heller von seiner kleinen Waare. Der Mann war trostlos. Seine geringe Barschaft war aufgezehrt.

In einem Stückchen trocken Brod bestand alle seine Habe. Gebettelt hatte er noch nie; der Gedanke, daß er es werde thun müssen, kränkte ihn, und brachte Thränen in seine Augen. „Gott, seufzte er, welch' eine traurige Zukunft drohet mir! Meine Kräfte schwinden dahin; mein Erwerb reichet nicht mehr zu, die selbst wenigen Bedürfnisse, die ich habe, zu befriedigen; und betteln? — Vater im Himmel, ende mit mir!" Die sengenden Strahlen der Sonne die auf sein kahles Haupt fielen, entkräfteten ihn vollends. Kein schattigter Baum, keine Wasserquelle bothen ihm Erquickung dar. Die Kniee brachen ihm, wann er sich heben wollte. Er schlief ein. Stärker fühlte er sich beym Erwachen, dankte der Vorsehung, und setzte seinen Weg weiter fort. Der Weg führte auf einen Hügel. Mühsam erstieg er ihn, und welche Freude! Im Thale sah er einen dichten Wald. So wie sich der Seefahrer freut, der nach einem langen Herumirren auf offener See, und nach überstandenen Gefahren, endlich Land erblickt, so freute sich Lettinger, als er des Waldes im Thale ansichtig wurde. „O, da sind Quellen und Schatten! — rief er entzückt aus; Und — viel-

leicht auch eine kühlende Beere!" Er strengte alle seine Kraft an, und eilte dem Walde zu. Er fand Schatten, Quelle und Beeren, und that sich gütlich. „Herr, du hast mich gesegnet, sprach der gute Mann, indem er seinen Blick dankbarlich gen Himmel richtete, hast mir wieder Kräfte gegeben, und gossest Hoffnung in meine sinkende Seele." Auf einem Stock setzte sich Lettinger nieder, zog sein Brod aus der Tasche, und aß es. Nicht lange saß er auf dem Stocke, als ein kleines Mäuschen nahe an ihm vorbey lief, sich verkroch, wieder kam, und ungescheut vor ihm stehen blieb. Lettinger warf dem Mäuschen ein Stückchen von der Rinde seines Brodes zu. Das Mäuschen aß, und schien noch ein zweytes zu erwarten. Lettinger war nicht geizig. Das Mäuschen kroch ihm auf den Schooß, und that vertraut mit seinem Wohlthäter. Als das Brod alle war, hob sich Lettinger vom Sitze auf, setzte sanft das artige Thierchen auf die Erde, und gieng zur Quelle, um noch einen Erquicktrunk zu thun. Bey seiner Rückkunft fand er einen Dukaten am Stocke. „Dich hat jemand hier verloren, — sagte der Krämer zu sich selbst, — will dich aufbe-

wahren, und forschen nach deinem Eigenthümer." Er steckte den Dukaten zu sich, und wollte eben weiter ziehen, als er mit einemmale wieder seinen kleinen Gast erblickte. Aber wie erstaunte er, als das Mäuschen auf den Stock kroch, und ein Goldstück von mässiger Größe, das es im Munde zwischen den Zähnen hielt, hinlegte. Nun wußt' er, daß auch das erstere, von diesem sonderbaren Zahlmeister herrühre. Er nahm es. Das Mäuschen eilte davon, und war gleich wieder mit einem dritten da. Voll Verwunderung betrachtete Lettinger das Mäuschen, das ihm die Brosamen so reichlich vergalt, und hielt sich nun für einen sehr reichen Mann. „Woher mag wohl das gute Thierchen die Goldstücke nehmen? Scheinen doch alle vom ächten Gepräge zu seyn. Oder ist es vielleicht Blendwerk des Teufels? — vielleicht das Mäuschen selbst der Böse? Oft hat sich schon Satan in verschiedenen Gestalten sehen lassen, und den Unvorsichtigen getäuscht. Fast hätt' ich Lust, die Dukaten hier zu vergraben, damit sie niemand sehe, und von ihrem Glanze gereizt werde. Doch das auch nicht; will sie der ersten Ortsobrigkeit zeigen, und meinen Beichtvater zu Rathe ziehen." So

redete Lettinger mit sich selbst, und gieng dem Mäuschen nach, das voran lief. Es hatte sich in ein Loch, verkrochen, und zeigte sich zum viertenmale, wieder mit einem Dukaten im Munde! Der erstaunte Krämer erweiterte das Loch, räumte viel Erde hinweg, und ein massiver kupferner Kessel, voll mit Goldstücken angefüllt, kam zum Vorschein. Das Mäuschen wurde unsichtbar. — So viel Geld hatte der arme Krämer in seinem ganzen Leben noch nicht beysammen gesehen. Eine gute Weile stand er vor dem Kessel. Es gebrach ihm am Muthe, etwas von dem Golde zu berühren. Es schien ihm alles Zauberey zu seyn. Doch endlich entschloß er sich, den Schatz zu heben. „Ja, sagte er, ich will den Kessel leeren, aber nicht eher von dem Gelde Gebrauch machen, als bis meine Zweifel alle gelöst sind. Bleibt mir ein Theil davon, so will ich ihn zur Ehre Gottes, zur Unterstützung der Armuth treulich verwenden.„ — So viel der Redliche in seine Taschen bringen konnte, nahm er zu sich, vergrub den Ueberrest sorgfältig, und lief nach dem Städtchen Reichenau, um gehörigen Orts seinen glücklichen Fund anzuzeigen. Man untersuchte die Münzen, fand sie ächt, und von sehr al-

tem Gepräge, erhob noch den übrigen Theil, und, da kein Eigenthümer des Schatzes mehr auszuforschen war, so ward derselbe Lettingern, nach Abzug des gesetzlich in dergleichen Fällen vorgeschriebenen Betrages, zugesprochen. — Lettinger erbaute eine Kirche, nahm sich der Armen im Orte väterlich an, lebte glückliche Tage, und starb im späten Alter, beweint von wohlerzogenen Kindern, und bedauert von Unzähligen, den er Freund in der Noth, denen er Wohlthäter war. Zum ewigen Gedächtnisse ward die Begebenheit in Stein gehauen, den man heute noch in der Dreyeinigkeitskirche zu Reichenau den Fremden zeigt.

„Aber brachte denn das Mäuschen wirklich die Dukaten?" Widersprechend, unmöglich ist es wenigstens nicht; und sehr natürlich, wenn es wirklich geschah. Nicht weit vom Stocke, auf welchem Lettinger saß, mochte wohl das gute Thierchen seinen Schlupfwinkel gehabt haben; öfter mochten auch da Wanderer gesessen seyn, die ihm von ihren Mundvorrathe theils willtheils unwillkührlich ein Theilchen zufliessen ließen. Die Maus war also kirre, und holte sich ihre Spende, so oft ein Fremdling sich hier lagerte. Daß sie als ein ge-

schickter Minirer unter der Erde auf Goldstücke traf, war Zufall; daß sie eins, daß sie mehrere derselben davon trug, nichts Außerordentliches; sieht man doch Vögel allerley Dinge in ihren Schnäbelchen nach ihren Nestern tragen, die ihnen nicht zur Nahrung dienen. Der Rabe nimmt alles mit sich, was glänzt, was flimmert; warum sollt' es nicht auch eben so natürlich ein Mäuschen thun können? Daß es die Dukaten auf dem Stock hinlegte, — eigentlich fallen ließ, — gründet sich wohl darinn, daß sie dem schwachen Geschöpfchen zu schwer wurden. — Es wies dem Krämmer den Schatz, aber auf eine sehr unschuldige Art; Der Krämer gieng dem Mäuschen aus Neugierde nach, und räumte, ebenfalls aus Neugierde, die Erde zur Seite, als er sah, daß das kleine Ding abermal mit einem Goldstücke belader aus dem Loche hervorkroch. Jeder andere würde auch dasselbe gethan haben. — Uebrigens begreift man leicht und findet es sehr wahrscheinlich, daß Lettinger sich alle Mühe gegeben haben wird, die Geschichte so interessant zu erzählen, als es ihm nur möglich war, und so erhielt sie denn schon von der ersten Hand eine malerische Darstellung, und nach damali-

mali-

maliger Sitte, den Firniß des Wunderbaren. Glatt weg erzählt, würde es heissen: „Eine Maus war so gesellig, daß sie sich vor Menschen gar nicht scheute, und so geschickt, daß sie die Dukaten, welche sie zufällig fand, mit ihrem Munde faßte, und als etwas glänzendes nach ihrem Loche trug, doch der Schwere wegen nicht dahin bringen konnte, sondern sie fallen lassen mußte. Ein Wanderer sah die Maus und die Dukaten, forschte weiter nach, und entdeckte den Ort, wo sie das Mäuschen her holte, grub nach, und kam so in den Besitz eines Schatzes, von welchem er dann eine Kirche erbaute.“

IX.

Der Teufel am Felsen in der Gegend des Wirbels in der Donau.

Kaiser Heinrich III., zugenannt der Schwarze, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, im Jahre 1045, gegen die Hungarn zu Felde zu ziehen. Er gieng mit einer zahlreichen Begleitung zu Schiffe von Regenspurg über die Donau, und befand sich eben in der Gegend des berüchtigen Wirbels, als sich mit einenmale ein entsetzliches Geschrey auf seinem und den ihn begleitenden Schiffen erhob. Es war nicht die Gefahr des Wirbels, nicht die

fürchterlich schäumende Donau, es war eine schwarze Gestalt, die viel menschliches an sich hatte, und sich an dem zur rechten Hand des Wirbels hervorragenden Felsen sehen ließ, was die Schiffenden in Schrecken und Todesangst versetzte. Man glaubte nicht anders, als den Teufel leibhaftig zu sehen. Die Ruderstangen fielen den Schiffsleuten aus den Händen; in die entferntsten Winkel der Schiffe verkrochen sie sich, zitterten wie im Fieberfrost, und vergoßen kalten Todesschweiß, als das schwarze Wesen auf dem Felsen seine beyden Hände nach dem Schiffe ausstreckte, und aus allen Kräften Hussa! Hussa! schrie. Man ruderte nicht; man schlug sich in die Brust, erweckte Reu' und Leid, und überließ die Schiffe den Wellen und dem Winde, doch Wellen und Wind waren dießmal guter Laune, und die Schiffe kamen glücklich über den Wirbel. Man sah den Teufel am Felsen nicht mehr. Heinrich wußte nichts von der Geschichte, doch um so mehr erzählten sich von dieser schrecklichen Erscheinung seine Begleiter.

Conrad. Schwarz, kohlrabenschwarz war das Ding; noch seh'

ich's vor mir; werde Zeitlebens daran denken.

Severin. Und Hörner hatte es, fürchterlich zu schauen.

Ulrich. Sah's doch auch, aber von Hörnern weiß ich nichts, wohl aber von blutrothen Lippen, feurigen Augen, und an den Ohren schien es etwas hängen zu haben.

Conrad. Alles richtig, bis auf die Augen; diese schienen mir weiß, kreideweiß zu seyn.

Ulrich. Narr, das waren die Augäpfel, aber das eigentliche Auge, das funkelte dir, wie rothes Feuer.

Severin. Es war der Teufel!

Ulrich. Ich sag's auch.

Conrad. Woher er auf den Felsen gekommen seyn mag?

Severin. Woher? Sey doch nicht so albern, eine so dumme Frage zu thun! Aus dem Wirbel kam er; was ist doch der Wirbel sonst, als ein Teufelsloch!

Ulrich. Wie er die Arme ausstreckte!

Conrad. Und wie er uns so fein sauber mit Haut und Haar wegstipitzt haben würde, wenn wir uns verweilt hätten am Felsen.

Severin. Ich schiffe dir mein Le=

benlang nicht mehr von Regenspurg da herunter.

Ulrich und Conrad. Laß' es auch bleiben.

Severin. Ist keine Kinderey das, Satan leibhaftig zu sehen; fühl's in allen Gliedern.

Ulrich. Ist mir doch so, als wenn man mir die Ruderstange so ein fünfzigmal über den Rücken gestrichen hätte.

Conrad. Und mir, Bruder, als wenn ich noch immer in einen sauern Apfel biße.

So unterhielten sich die Schiffsleute von dem schwarzen Wesen am Felsen. Bald ward der Vorfall bekannter, und Unzählige gab es, die es gleichfalls gesehen haben wollten. Endlich ward es mit einemmale unsichtbar, und man erbaute zum ewigen Gedächtniß dieser Erscheinung einen Thurm an eben dem Orte, wo sich das Gespenst sehen ließ, und nannte ihn den Teufelsthurm. — Aventinus, der in seinen Annal. Bojor. die Begebenheit erzählt, setzet hinzu, daß es ein Mohr gewesen wäre, und — ich widerspreche dem Manne nicht. Wahrscheinlich ward

der Unglückliche hieher bey einem Schiffbruche verschlagen, und starb elend, da ihn niemand, aus Furcht, daß er der Teufel sey, retten wollte.

X.

Maximilians I., Erzherzogs von Oesterreich, Todesgefahr am St. Martinsberge in Tyrol, und unerwartete Rettung. —

Eine ganz besondere Vorliebe hatte der junge Maximilian, dieses Namens I. aus den Erzherzogen Oesterreichs, für die Jagd. Sein Aufenthalt zu Innspruck bey Erzherzog Siegismund, seinem Vetter, gab Nahrung dieser Leidenschaft des Prinzen im vollsten Maaße. Die Gebürge Tyrols, die so reich am jagdbaren Wilde sind, bothen ihm täglich Gelegenheit an, seine Lust zu stillen. Die Gemsejagd war es vorzüglich, die den muthvollen jungen Fürsten belustigte. Nicht weit von dem

Dorfe Zierle, und der St. Martins-kirche erblickte er einst auf einer hohen Felsenwand, die man heute noch die Martinswand oder den Zierlberg nennet, eine leichtfüssige Gemse. Maximilian entbrannte vor Begierde, das schöne flinke Thier zu erlegen. Er achtete des holperichten steinigten Weges nicht. Er kletterte von einer Felsenspitze auf die andere, und verfolgte die immer höher hinan klimmende Gemse. Je mehr es ihn Mühe kostete das Thier zu erreichen, desto dringender ward die Begierde des Erzherzogs. Man rief ihm zu, man bat, man warnte ihn; aber alles vergebens; der kühne Jäger hatte seine Sinne nur auf die Gemse gerichtet. Man eilte ihm nach; man wollt' ihn mit Gewalt einer unvermeidlichen Todesgefahr entreissen, aber alles umsonst; der Prinz hatte sich in den Krümmungen der Felsenwand verloren; man sah ihn nicht mehr, und niemand wagte es, niemand hatte den Muth, höher zu steigen. Am Fuße des Berges harrte man sein. Maximilian war bis auf den höchsten Gipfel des Felsen gekommen, und erst jetzt wurd' er der Gefahr inne, in die er sich begeben. Blickte er vor sich, so öffnete der Abgrund seinen Ra-

chen gegen ihn; blickte er hinter sich, so drohte ihm unausweichliches Verderben; zu beyden Seiten winkte ihm das Grab, und der entsetzliche Tod des Verhungerns stand ihm am Felsen bevor. Ueberhangende Steinspitzen schienen mit jedem Augenblicke über ihm zusammen zu stürzen, und wo immer sein Fuß hintrat, rollten Klumpen unter ihm, hinab mit rasselndem Geräusche. Maximilian entsetzte sich; laute Seufzer stiegen aus seiner Brust empor, aber sie fielen auf Felsen, die viel zu hart waren, sich seiner zu erbarmen. Mit einem Seile oder andern Rettungswerkzeugen ihm zu Hülfe zu kommen, gestattete die gerade aufsteigende Höhe des Berges nicht, und einen Weg zu ihm zu bahnen, wie war das in der Eile möglich! Der Prinz hätte zehn Leben haben und zehn Leben verlieren müssen, bevor man im Stande gewesen wäre, diese Riesenarbeit zu vollenden. Maximilian war verloren. Er sahe zwar seinen Hofstaat unten im Thale sich über sein Unglück krümmen und winden, sah die Seinen wie Mücken in der Tiefe des Thales: aber Menschen konnten doch nicht helfen.

Zwey Tage und Nächte kämpfte der

Prinz mit der entsetzlichsten Angst. Kein Strahl von Hoffnung drang in seine Seele. Seine Kräfte schwanden allmählich dahin. Er fühlte den herannahenden Tod. Er warf sich auf seine Kniee, betete zu Gott, und suchte Trost in den Lehren der Religion, entschlossen, den Augenblick mit Starkmuth abzuwarten, der mit ihm enden würde. Mit einemmale rauscht es an seiner Seite. Er blickt um sich, und ein Jüngling, wie ein Hirte gekleidet, arbeitet sich durch umherliegende Felsenstücke hindurch. „Seyd gegrüßt, gnädigster Herr, sprach der Jüngling, indem er ihm die Hand bot, und freuet euch des Lebens. Folget mir, und fürchtet euch nicht; ich will euch dem Tode entführen.“ — Glücklich führte der wakkere Hirte den schon für verloren gehaltenen Maximilian zu den Seinen zurück, und verschwand in dem Gedränge. Unaussprechlich war die Freude der Hofbedienten und der braven Tyroler, als sie den Prinzen unversehrt und gesund ersahen. Der Prinz wollte seinen Retter belohnen; aber er war nicht zu finden. „Es war ein Engel Gottes!“ rief das Volk. — — Wer wird an der Möglichkeit zweifeln! Aber wahrscheinlicher ist es, daß es ein junger

geübter Felsenkletterer des Landes gewesen, der verborgene Wege kannte, und edel genug dachte, den Prinzen auch mit Gefahr seines Lebens zu retten, ohne auf eine Belohnung Anspruch zu machen.

XI.

Der bezauberte Lustwald.

Herr Duns. Sie glauben also schlechterdings an keine Zauberey?

Ich. Unmöglich.

Herr Duns. Wie aber, wenn ich Ihnen eine Geschichte erzähle, wo es offenbar am Tage liegt, daß der Böse sein Spiel dabey hatte?

Ich. Bin sehr begierig, die Geschichte zu hören.

Herr Duns. Ich habe sie von einem Offizier, der die Zauberey selbst mit angesehen, ein alter frommer Mann ist, uud nicht lügt.

Ich. Beweiset alles nichts für das

Uebernatürliche, Teuflische, Hexenmäßige. Ich bitte, lassen Sie die Geschichte hören.

Herr Duns. Der Offizier besuchte einen seiner Kriegskammeraden, der sich auf dem Lande ankaufte, um ruhig seine ältern Tage dahin zu leben. An das Landgütchen des letztern grenzte ein anderes, das einem gewissen Herren v** gehörte, von dem man behauptete, daß er sich heimlich mit der schwarzen Kunst abgäbe. Beyde Offiziers wurden eben von diesem Manne zu einer ländlichen Lustbarkeit geladen. Ehrenhalber konnten sie die Einladung nicht von sich schieben, und fuhren nach dem Gütchen des Nachbars. Es war große Gesellschaft im Schloße; und, wie mein Gewährsmann versichert, bestand sie meistentheils aus Ungläubigen Ihrer Art, mein Herr.

Ich. Ich verschmerze den Seitenhieb; fahren Sie fort.

Herr Duns. Man sprach von Geistererscheinungen, Gespenstern, Anzeichen, Zaubereyen, u. s. w. und bemühete sich alles, aus natürlichen Ursachen zu erklären und herzuleiten. Man lachte über die Einfalt unserer Vorfahren, und that groß mit der neuern Physik und Chemie.

Ich. Man hatte nicht unrecht.

Herr Duns. Da haben wir's, ein Ungläubiger in superlativo!

Ich. Lassen Sie sich nicht stören.

Herr Duns. Der Abend war herangerückt. Der Gutsbesitzer schlug seinen Gästen einen Spatziergang in ein dem Schloße nahe liegendes Lustwäldchen vor. Der Mond schien hell; es gab einen schönen Sommerabend. Man nahm den Antrag an und gieng. „Ein allerliebstes Wäldchen!“ sagte eine der anwesenden Damen. „Und doch einmal, erwiederte der Gutsbesitzer, ein bezauberter Wald. Ohngeachtet unserer Aufklärung, zeigen sich hier noch zuweilen Spuren, daß das Wäldchen Zauberern zur Werkstätte ihrer bösen Künste gedient habe. „Wer wird das glauben?“ fielen die Gäste alle ein.

Ich. Die Gäste sind meine Leute.

Herr Duns. Geduld, Freund, Sie werden bald den Frevel bestraft sehen. — Der Gutsbesitzer versicherte in allem Ernste, daß es mit dem Wäldchen nicht richtig stehe, und warnte die Damen besonders vor jener Baumreihe linker Hand. Desto neugieriger wurden die Damen, und eilten den Bäumen zu. Aber wie bebten sie zu-

rück! als mit einemmale die Bäume alle ihren Standort verließen, und den Damen entgegen hüpften. Schreyend liefen diese aus dem Wäldchen, und lachten nicht mehr über Zauberey und Hexenwerk. — — Dieß, mein Herr, sah jener alte Offizier mit eigenen Augen.

Ich. Und glaubte, daß es Zauberey war?

Herr Duns. Allerdings.

Ich. Wie aber, wenn der Gutsbesitzer sich einen Spaß mit seinen philosophischen Gästen, und hauptsächlich mit den Damen hätte machen wollen?

Herr Duns. Die Bäume würden auf seinen natürlichen Befehl gewiß nicht herumgesprungen seyn.

Ich. Richtig, wenn es natürliche Bäume gewesen wären; aber so waren es ausgehöhlte hingestellte Baumstöcke, in denen Knaben standen, kleinere grüne Bäumchen in den Händen hielten, und indem sie sich bewegten, auch die Stöcke in Bewegung setzten. Das Dunkel der Nacht verbarg den Betrug, und der Schreck und die Ueberraschung hielten die Damen von einer nähern Untersuchung ab, die

dann freylich glaubten, Zauberwerk gesehen zu haben.

Herr Duns. Ey Possen! Es war wirklich Zauberey; daran glaube und sterbe ich.

XII.

Dom Oliviero Lorena Cavallos, Spaniens berüchtigter Zauberer. Erweckung einer Todten. — Geistererscheinung. — Wiederherstellung eines Enthaupteten. —

In den ersten Jahren des nun dahinsterbenden Jahrhunderts zog in Spanien ein Mann umher, der durch seine Künste sich den Ruf eines Zauberers erwarb. Man sah mit Entsetzen, wie er Geister erscheinen ließ, und Tode auferweckte, wie er den Kopf seines Bedienten, vom Rumpfe getrennt, öffentlich den Zuschauern vorwies, und den Enthaupteten wieder lebendig und unversehrt mitten in die Versammlung der Zuschauer rief. Ich will es versuchen, diese auffallenden Wirkungen auf natürliche Ursachen zurückzuführen; und Dom Oliviero

Morena Gavallos so nennt eine alte spanische Legende den Mann, — von dem Verdachte der Zauberey zu befreyen. Zuerst die Geschichten.

Ein reicher Gutsbesitzer, nicht weit von Madrid, verlor, durch einen jähen Todesfall, seine innigst geliebte Gemahlinn in der Blüthe ihrer Jahre, und im sechsten Monate ihrer Verheurathung. Trostlos war der Wittwer. Der heftigste Schmerz wüthete in seiner Seele. Mit Verzweiflung ringend lag er hingestreckt auf dem erstarrten Leichnahme der Verblichenen. Niemand vermochte ihn von der Todten zu trennen. Drey Tage lang hatte er sie schon mit seinen Thränen benetzt. Die versammelten Verwandten zitterten für sein Leben. Mit Gewalt riß man ihn von der Leiche, die nun der Familiengruft übergeben werden sollte. Alle Anstalten zum Begräbnisse waren schon getroffen. Schon brannten die Fackeln und beteten die Priester, als plötzlich sich die Thüre des Sterbezimmers öffnete, und der Bruder der Verstorbenen mit Dom Oliviero, in Reisekleidern, hereintrat. Beyde waren von Madrid hieher gereist.

Der Bruder. Noch wird die Todte

nicht begraben! Wen die Bande des Blutes an Josephinen nicht knüpfen, den bitte ich, sich zu entfernen.

Der Gemahl. Sie wird nicht begraben! O, Seligkeit in den Worten, sie wird nicht begraben! Meine Josephine wird nicht begraben! Mensch, wer du immer seyst, du bist ein Engel!

Der Bruder. Erkenne mich, unglücklicher Schwager, der Bruder Josephinens steht vor dir. — Kaum erhielt ich die traurige Nachricht, daß sie geendet, so schnell geendet habe, diese Schwester, so rief ich Dom Oliviero. Kennt ihr diesen Namen?

Die Verwandten schauderten zurück, als sie den Namen Oliviero nennen hörten. Die meisten entfernten sich, und die wenigen, welche blieben, warnten heimlich Josephinens Bruder vor dem Zauberer.

Der Bruder. Er zaubere sie in's Leben zurück, und ich nenne ihn meinen Bruder! — Hier, Oliviero, ist die Todte.

Dom Oliviero. (die Todte genau besehend.) Ich übernehme die Todte unter einer Bedingung.

Die Verwandten. Und diese ist?

Dom Oliviero. Daß außer mir und meinem Gehilfen sich durch diese Nacht kein lebender Mensch in diesem Hause aufhalte.

Die Verwandten. Warum das?

Dom Olivirro. Das Darum liegt in der Natur meiner Kunst, und diese ist — ein Geheimniß. Ich bitte, mir zu willfahren; außerdem —

Man antwortete nichts, und entfernte sich. Josephinens Bruder sorgte dafür, daß kein Mensch im Hause blieb, und beruhigte die Verwandten so gut er konnte, die sehr unzufrieden damit waren, daß ein so ausgemachter Zauberer und Teufelsbanner, dem schon die Inquisition selbst auflauerte, mit der Todten sich beschäftigen sollte.

Man bezog ein anderes Gebäude, und erwartete mit Ungeduld den Morgen; die Neugierde entdeckte aber doch, daß Oliviero's Gehilfe einige Blasebälge und Röhre nach dem Schloße gebracht habe.

Noch war die Sonne nicht am Horizonte, und schon standen Josephinens Bruder und die Verwandten alle vor dem Thore des Schlosses. Es ward nicht geöffnet. Der Mittag rückte heran, und

noch immer blieb es verschlossen. Erst um die vierte Stunde Nachmittags flogen die Flügel des Thores auf, lächlend trat Oliviero unter die Harrenden, und verkündigte: Josephine lebe!

Staunend sah man Oliviero an; man wußte nicht, ob man seinen Worten glauben sollte; man hatte nicht Muth, der Wiedererweckten sich zu nahen. Doch Josephinens Bruder bestimmte endlich die Unschlüssigen. Man folgte seinen Schritten; mit pochendem Herzen folgte man ihm. Oliviero öffnete Josephinens Zimmer, und Josephine lag auf einem Ruhebette, freundlich die Eintretenden grüßend.

Der Bruder. Josephine!

Josephine. Willkommen, Bruder! Ich bin sehr schwach. —

Oliviero bat die Erweckte zu schonen, und eilte zu ihrem Gemahle. Unbeschreiblich war die Freude des zärtlichen Gatten, als er vom Oliviero, von seinem Schwager, als er aus jedermanns Munde die Nachricht vernahm, daß Josephine lebe. Er wollte zu ihr. Oliviero gestattete es nicht. Erst am vierten Tage nach der Belebung ward es dem Ge-

mahle erlaubt, ward es allen bewilligt, sich mit Josephinen zu erfreuen.

Oliviero wurde verschwendrisch belohnt, und verließ nach am selbigen Tage das Rittergut. Josephine wußte nichts, was mit ihr vorgegangen war. Einige Nachbaren wollten nach Mitternacht, als Oliviero sich mit seinen Gehilfen im Schloße aufhielt, einen Schuß gehört haben. Andere behaupteten, einen starken Rauch hätten sie am Morgen aus dem Schornsteine aufsteigen sehen. — —

Dona Gabriella ward in dem ersten Jahre ihrer Ehe Wittwe. Ihr Gemahl, der Kapitain eines Schiffes war, hatte das Unglück zu scheutern, und ward, wie glaubwürdige Nachrichten versicherten, und der Schiffsarzt als Augenzeuge bestätiget hatte, ein Raub der tobenden Wellen bey Gibraltar. — Gabriella faßte den Entschluß, nie wieder zu heurathen, und wählte ein Nonnenkloster zu ihrem Aufenthalte. Fünfzehn Jahre lebte sie im Kloster, und gab, ohne Nonne zu seyn, ein Beyspiel von Frömmigkeit und Eingezogenheit der Sitten. Ganz Madrid sprach mit Hochachtung von der klösterlichen Wittwe, und bewunderte ihre Beharrlichkeit

auf dem gefaßten Entschluße. Ein so eben von der Flotte des Königs angekommener Offizier, der, schwer verwundet, nach dem Hospitale der Admiralität gebracht wurde, hörte von Gabriellen. Die Geschichte interessirte ihn. Man machte ihn umständlich mit derselben bekannt. Der Offizier ward immer aufmerksamer. Man nannte den Namen Dom Pedrillo. „Gott, rief der Kranke erstaunt aus, Dom Pedrillo, mein Freund, ist Gabriellens Gemahl, er lebt! — Man rufe Gabriellen. Gabrielle erschien vor dem Bette des Kranken. An ihrer Brust hieng das Portrait des geliebten todt vermeinten Gatten. Der Offizier erblickte es kaum, als er auch seinen Freund an dem Gemälde erkannte.“ Ja, würdige Dona, er ist's, Sie sind die Gemahlinn des edelsten Mannes, er lebt!“

Gabriella. Pedrillo lebt? Welch' Entzücken! Sprechen Sie, mein Herr! Ich brenne vor Begierde mehr zu hören.

Der Offizier. Wir beyde waren auf einem Schiffe Das Schiff scheuterte. Mit den Wellen kämpfte die Mannschaft. Viele ertranken. Die Vorsicht erhielt Pe-

drillo und mich; wir retteten uns aus den Fluthen.

Gabrielle. Und —

Der Offizier. Ein englisches Schiff nahm uns auf. Pedrillo verfiel in eine gefährliche Krankheit. Das Schiff segelte nach London. Nach einem nicht monatlichen Krankenlager genas Pedrillo. Nach Madrid zurückzukehren war sein fester Entschluß, den er auch ausgeführet haben würde, hätten nicht spanische Briefe ihm die Versicherung gegeben, daß Sie in einem Kloster aus Gram über seinen Verlust gestorben wären.

Gabrielle. Welche Verwickelung! Es ist wahr, bald nach meinem Eintritte in das Kloster, begrub man Seraphinen, die aus gleichen Ursachen mit mir unter den Nonnen lebte. Ich war zu eben der Zeit krank. Man verwechselte die Todte mit mir.

Der Offizier wollte weiter sprechen, aber eine starke Ohnmacht gestattete es ihm nicht. Gabrielle entfernte sich. Als sie des folgenden Tages wieder kam, rang der Offizier schon mit dem Tode. Er erkannte noch die Dame, sammelte seine Kräfte und stammelte die Worte: Pedril-

so lebt in — doch eine fürchterliche Zuckung, und er hatte geendet.

Gabrielle ließ Nachfrage in London nach Dom Pedrillo machen; man gab ihr keine Auskunft. Sie entschloß sich, dahin zu reisen. In einem Gasthofe Londons kam sie mit Oliviero zusammen. Sie kannte ihn nicht. Doch sein Aeußeres, das Achtung einflößte, und der Umstand, daß er ein Spanier war, machten, daß sich beyde öfter mit einander unterhielten. Oliviero erfuhr Gabriellens Geschichte.

Oliviero. Und Sie sind noch immer nicht auf der Spur?

Gabrielle. Alle meine Mühe ist vergebens. O, könnt' ich den Todten wecken, daß er mir sagte, wo Pedrillo lebt!

Oliviero. Hätten Sie wohl so viel Muth, den Geist des Verblichenen Offiziers darum zu befragen?

Gabrielle. Mein Herr!

Oliviero. Ich frage Sie im Ernste ob Sie den Muth hätten, den Geist des Verstorbenen zur Sprache aufzufordern?

Gabrielle. Und gesetzt, mein Herr, ich hätte diesen Muth —

Oliviero. So ruf' ich ihn aus dem

Reiche der Schatten. Sie sollen ihn sehen und sprechen!

Gabrielle. Es ist nicht möglich!

Oliviero. Sie sind eine Spanierinn, Madrid ist ihre Vaterstadt; hörten Sie nie von der Macht Oliviero's?

Gabrielle. Bey dem Allmächtigen! Vielleicht daß Sie —

Oliviero. Kein Vielleicht; Oliviero steht vor Ihnen. Die schreckliche Ungewißheit, in der Sie sich befinden, ist mächtiger Beweggrund für mich, den Offizier zu rufen, und ihn aufzufordern, daß er die Erzählung fortsetze, in welcher ihn die Hand des Todes unterbrach. — Wollen Sie sich dazu entschließen?

Gabrielle. Ich überlasse mich Ihnen unbedingt.

Oliviero. Wohlan, binnen acht Tage Zeit sollen Sie den Todten sehen, sollen von ihm erfahren, wo Pedrillo lebt; aber nur unter gewissen Bedingungen bin ich im Stande, Ihren Wunsch zu befriedigen.

Gabrielle. Nennen Sie diese Bedingungen; mir ist keine zu schwer.

Oliviero. Diese acht Tage vermeiden Sie allen Umgang mit Menschen. Nur

ich kann Ihr Gesellschafter seyn; denken an den Verstorbenen, und beten für seine Seele; enthalten sich alles Fleischgenusses, und beschäftigen sich bloß allein mit Gegenständen des Lebens jenseits des Grabes.

Gabrielle willigte in alles, und beobachtete auf's genaueste jede Vorschrift Oliviero's. Oefter besuchte er sie, und sprach mit ihr von dem Verstorbenen. Am achten Tage fand er sich frühzeitig auf ihrer Stube ein.

Oliviero. Sie sind also noch immer entschlossen, den Geist zu sehen?

Gabrielle. Die Liebe zu meinem Gemahle giebt Festigkeit meinem Entschluße.

Oliviero. Erlauben Sie mir einige Fragen.

Gabrielle. Rechnen Sie auf Wahrheit und Aufrichtigkeit in meinen Antworten.

Oliviero. Ist Ihr Herz rein, macht Ihnen Ihr Gewissen keine Vorwürfe?

Gabrielle. Keine.

Oliviero. Ist bloß Liebe zu Ihrem Gemahle der Beweggrund, den Geist zu sehen?

Gabrielle. Nur Liebe allein.

Oliviero. Können Sie sich noch lebhaft des Offiziers am Sterbebette erinnern?

Gabrielle. Vollkommen.

Oliviero. Versprechen Sie mir, keine Frage an den Geist zu thun, von der Sie mich nicht vorher unterricht haben?

Gabrielle. Ich verspreche es.

Oliviero. Was wollen Sie ihn fragen?

Gabrielle. Wie das Land, wie der Ort heiße, wo Pedrillo lebt?

Oliviero. Und sonst keine Frage?

Gabrielle. Keine.

Oliviero. Sind sie gesund? Haben Sie keine Wunde, kein Gebrechen am Körper?

Gabrielle. Meine Gesundheit ist ohne Mangel.

Oliviero. Beten Sie diese Gebeter, beten Sie mit Inbrunst. Des Abends sprechen wir uns wieder. Sie speisen heute nicht eher, als bis nach der Erscheinung.

Der Geisterbanner entfernte sich. Gabrielle betete. Ihr achttägiges strenges, kontemplatives Leben hatte sie ermattet. Abends kam Oliviero.

Oliviero. Sie brauchen Stärke; trinken Sie von diesem Labetrunk.

Gabrielle. Ich fühle, daß meine Kräfte geschwächt sind.

Oliviero. Und nun fahren Sie mit mir nach meinem Garten in Westmünster. Im Garten (als, zur Stunde der Mitternacht, erscheint der Geist.)

Der Wagen fuhr vor, und Oliviero und Gabrielle verließen ohne alle Begleitung den Gasthof. Am Eingange des Gartens empfieng beyde Oliviero's Gehilfe. Gabrielle war eingeschlafen. Der Gehilfe brachte sie auf ein Ruhebette nahe am Saale. Sie schlief bis eilf Uhr Nachts. Oliviero weckte sie

Gabrielle (ganz betäubt) wo bin ich?

Oliviero. In dem Hause Ihres Freundes. Fassen Sie sich; die Stunde der Erscheinung nahet.

Gabriele (zitternd und bebend) schrecklicher Augenblick!

Oliviero. Fürchten Sie nichts. Vertrauen Sie auf meine Macht, der jede Gefahr weicht. Ich verlasse Sie jetzt. Mit dem Schlage drey Viertel rufet Sie mein Diener.

In banger Erwartung saß Gabrielle da. Die Glocke schlug drey Viertel. Olivieros Diener trat herein; ohne ein Wort zu sprechen, winkte er Gabrie-

len. Gabriele folgte dem Winke. Der Diener führte sie nach dem Saale.

Mit schwarzen Tapeten waren die Wände des Saales behangen. Kein Fenster war sichtbar. In der Mitte stand ein Tisch; ein Todtenkopf lag auf demselben, eine Lampe erleuchtete kümmerlich den Saal. Gabrielle roch Todtengeruch. Oliviero näherte sich ihr. In einem langen weißen Habit gekleidet, mit einer goldenen Scherpe umgürtet und barfuß war er. Gabrielle wollte reden. Oliviero gab ihr das Zeichen des Schweigens. In seinem Gesichte herrschte Würde, Ernst verriethen seine Blicke. Mit einem Stabe wies er Gabriellen ihren Standort an, und zog mit einem weißen seidenem Bande, worauf verschiedene Charaktere schwarz abgedruckt waren, einen Kreis um sie. Es schlug zwölf. Der Todtenkopf am Tische zerfiel mit einem entsetzlichen Knalle in Stücken. Die Lampe erlosch. Eine blaue Flamme stieg aus den zertheilten Schedelknochen empor. Nur wenige Sekunden brannte sie. Eine undurchdringliche Finsterniß war im Saale. Es donnerte fürchterlich unter der Erde. Blitze fielen von der Decke herab. Gabriellen hielt Oli-

viero in seinen Armen. Das Getöse endete, die blaue Flamme brannte wieder, und gab einen matten Schein von sich. Eine weiße Gestalt schwebte in der Luft. „Wer rufet mich?“ sprach die Gestalt.

Gabriele. Ha du bist's, ich erkenne dich, du bist Pedrillo's Freund!

Die Gestalt. (feyerlich langsam) Wer rufet mich?

Oliviero. Gabrielle, Dom Pedrillo's Gemahlinn, rufet dich in der besten Absicht, und verlangt von dir zu wissen, wo Pedrillo lebt.

Die Gestalt. (nach einer langen Pause) Pedrillo lebt in französischen Diensten zu Marseille.

Die Donner rollten wieder. Die Flamme verschwand. Finster ward es wie vor im Saale. Oliviero's Gehilfe trat mit einem Lichte herein. Der Todtenkopf am Tische war ganz. Vom Geiste war keine Spur zu sehen. Gabrielle fühlte sich äußerst entkräftet. Oliviero gab ihr Essig, und brachte sie zur Ruhe. Sie schlief fest bis an den Morgen. Am Morgen besuchte sie Oliviero. Sie versicherte ihn, in dem Geiste wirklich den Offizier erkannt zu haben, dankte dem Magiker für den ihr erwiesenen Dienst in

den lebhaftesten Ausdrücken, und bat ihn, einen Ring vom großen Werthe zum Andenken anzunehmen. Nach wenigen Tagen verließ sie London, und floh auf den Fittigen der Liebe nach Marseille. Bald erfragte sie Dom Pedrillo. Es war eine Scene des Entzückens, beyde Gatten, nach einer so langen Trennung wieder vereint zu sehen. — —

Oliviero kehrte nach Spanien zurück. Es war bey einem Großen des Landes, wo man in ihn drang, ein Probestück seiner Magie abzulegen. Oliviero, der sich hier mit einer ansehnlichen Belohnung schmeichelte, ließ sich dazu geneigt finden. Man versammelte sich des Abends in seiner Wohnung. Oliviero's Gehilfe führte die Gäste in ein großes Zimmer, an das noch ein anderes kleineres stieß, und entfernte sich. Oliviero erschien. „Sie wollen eine Probe meiner Kunst sehen, sagte er; ich bitte, sich in dieses Kabinet zu bemühen.“ Er öffnete die Thüre, und die Gesellschaft trat ein, und — schauderte im selbigen Augenblicke zurück. Der Kopf des Gehilfen, den alle genau kannten; den sie noch vor wenigen Minuten gesehen und gesprochen hatten,

lag

lag in einer Schüssel, vom Rumpfe getrennt, und im Blute bis an die Kniee schwimmend, auf einem Tische, der rings umher mit schwarzem Tuche behangen war. Fürchterlich bewegten sich Augen, Zunge und die Muskeln des Kopfes. — Erschreckt eilte man davon. Unten, am Hausthore, stand schon wieder Oliviero's Gehilfe, und empfahl sich den erschreckten Spaniern.

Die Geschichte machte großes Aufsehen in Madrid. Die um Oliviero schon lange bekümmerte Inquisition ward aufmerksam, und es glückte ihr, sich des Zauberers, wie man ihn nannte, zu bemächtigen. Oliviero ward eingezogen, und empfieng, wie die spanische Legende sich ausdrückt, seinen wohlverdienten Lohn. — Nun zur Erklärung.

Dom Oliviero erweckte eine Todte. Ich behaupte, Josephine war nur eine Scheintodte. Es war Leben in ihr, aber unterdrücktes, unterbrochenes Leben. Es giebt Ursachen, die bey der vollkommensten Gesundheit, bey der besten Fähigkeit, noch lange fortzuleben, plötzlich die Lebensoperation still stehen machen und aufheben können. Es gehören hieher alle mechanischen Verletzungen, und jede organische Zer-

störnng. Oft, und zwar sehr oft ist es möglich, diese Ursachen aus dem Wege zu räumen, und das Leben wieder hervorzulocken. Dergleichen Beyspiele wären nichtsweniger, als außerordentlich, wenn man nur immer zur rechten Zeit jeden gäh Verstorbenen mit den gehörigen Mitteln beyspränge, und sich nicht, wie es leider noch immer so häufig geschieht, von Vorurtheilen abschrecken ließe. Zu der Zeit, in welcher Oliviero lebte, waren freylich die jetzt immer mehr und mehr bekannt werdenden Rettungsmittel in schnellen Todesgefahren nur das Eigenthum einiger Wenigen. Oliviero war einer aus diesen. Eigentlich erweckte er keinen Todten; aber er besaß die Kunst, Todtscheinende wieder in's Leben zu bringen, und maskirte diese Kunst mit dem Mantel des Wunderbaren und Uebernatürlichen, weil ihm das Wunderbare und Uebernatürliche Zinsen trug. — Josephine war jung und von guter Erziehung. Sie starb plötzlich. Leicht konnte also Oliviero auf den Gedanken verfallen, daß ihr Tod wohl nur ein Scheintod seyn dürfte. Er sah sie, betrachtete sie genau. Vielleicht fand er schon hier eine Spur des noch vorhandenen Lebens? „Ja,

sagt' er, ich übernehme die Todte, unter der Bedingung, daß außer mir und meinem Gehilfen niemand im Hause bleibe." Oliviero handelte hier als Zauberer vorsichtig; man würde ja sonst hinter die natürlichen Mittel gekommen seyn, deren er sich zur Wiederbelebung bediente, und um seinen Zauberruhm wäre es geschehen gewesen. „Doch diese Mittel?" Mir scheint, sie waren folgende: Er entkleidete Josephinen, und suchte so geschwind und so allgemein, wie möglich, Wärme zu erwecken, weil er wußte, daß Wärme der erste und allgemeinste Lebensreiz sey. Die Nachbaren bemerkten, daß der Schornstein des Schloßes Rauch gab. Dieser Umstand kläret vieles auf. Oliviero bereitete ein lauwarmes Bad, braunte Holz zu Asche, erhitzte Sand und Steine, um nur Josephinen durch das Auflegen dieser Mittel Wärme zu verschaffen. Es ist unläugbar, daß das nämliche Mittel, was die Natur benützt, um alles Leben zuerst zu erwecken, auch das kräftigste sey, um eine zweyte Wiederbelebung zu bewirken. Man machte die Beobachtung, daß sein Gehilfe Röhre und Blasebälge

nach dem Schloße brachte. Allerdings benöthigte Oliviero ihrer. Das Einblasen der Luft, wenn es mit reiner, dephlogistisirter Luft und durch Röhre und Blasebalg geschieht, wirket bey Scheintodten oft Wunder; wiewohl im Nothfalle, und um die kostbare Zeit nicht zu verlieren, schon das Einblasen der Luft mittelst des Mundes auf der Stelle anzuwenden ist. Der erste beste bläßt seinen Athem in den Mund des Unglücklichen, so, daß er die Nase desselben dabey zuhält, und, wenn er bemerkt, daß die Rippen davon ausgedehnt werden, ein wenig inne hält, und durch einen Gegendruck auf die Gegend des Zwerchfells, auch durch das gelinde Anziehen eines um den Leib gezogenen Handtuches, die Luft wieder austreibt, dann von neuem wieder einbläßt, und dieses künstliche Athemholen einige Zeit fortsetzt. — Vielleicht ließ Oliviero auch von Zeit zu Zeit aus einer gewissen Höhe Tropfen von eiskaltem Wasser oder Wein auf die Herzgrube Josephinens fallen; ein Mittel, das schon mehreremale den ersten Anstoß zur Wiederbelebung des Herzens gegeben hat. Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß er die Hände, die Füße, den

Unterleib und den Rücken, und alle empfindlichen Theile des Körpers mochte gerieben, gebürstet und sonst auf irgend eine Art gereizt haben; z. B., durch Stechen und Schneiden der Handflächen und Fußsohlen, durch das Auftröpfeln geschmolzenen Siegellaks, durch die Bewegung einer Feder im Innern der Nase und des Schlundes, durch Vorhalten und auf die Zunge Tröpfeln des flüchtigen Salmiakgeistes, durch ein starkes Licht vor die Augen gestellt, durch starkes Getöße. Der Pistolenschuß, den man im Schloße gehört hatte, mochte wohl aus keiner andern Ursache gefallen seyn. — — So denke ich, brachte Oliviero, ohne Zauberey, ohne übernatürliche Kräfte, Josephinen in's Leben zurück, und lobe ihn recht sehr, daß er nicht sogleich dem zärtlichen Gatten, dem Bruder, den Verwandten erlaubte, sich der Wiederbelebten mitzutheilen. Sie mußte in Ruhe die Rückkehr ihrer Kraft abwarten.

„Aber wie verhält sich's mit der Geistererscheinung?" — Oliviero hatte ein liebendes Frauenzimmer vor sich. Seiner Beredtsamkeit mußte es leicht gewesen seyn, die Einbildungskraft Gabri-

ellens, die ohnehin schon sehr lebhaft war, auf den erforderlichen Grad zu spannen, um Geister zu sehen. Dieser Wirkung versicherte sich der schlaue Magiker noch mehr dadurch, daß er der Spanierinn durch volle acht Tage allen Umgang mit Menschen verbot, und ihr ein stetes Erinnern an den verstorbenen Offizier, Gebete und geistliche Betrachtungen zum Gesetze machte. Dadurch gerieth Gabriellens Seele in einen Zustand von Schwärmerey, und das Bild desjenigen, den sie als Geist erwartete, ward immer lebendiger. Selbst das Fasten ward zweckmäßig angeordnet; denn man weiß aus der Geschichte der alten Visionärs, daß sie sehr strenge gefastet haben. Die Säfte werden dadurch schärfer, reizen die Nerven und machen sie für jeden Eindruck empfänglicher. Aus den Fragen, die Oliviero an Gabriellen that, sieht man deutlich, daß er sich vollkommen überzeugen wollte, ob Gabrielle die Person sey, an der er mit seiner Kunst nicht zu Schanden werden dürfte. Als sie antwortete, daß sie fest entschossen wäre, den Geist zu sehen, wußte Oliviero sogleich, daß sie jedes Blendwerk dafür ansehen würde. —

Sie sollte den Geist um nichts fragen, wovon er nicht zuvor unterrichtet wäre; daß war allerdings nöthig; denn wie würde der künstliche Geist haben passend antworten können! Daß der Zauberer oder Geisterbanner sich um Gabriellens Gesundheit erkundigte, geschah darum, weil er wissen wollte, ob sie ohne Gefahr den Schreck würde überstehen können, den er ihre Seele zu täuschen, bereitet hatte. Schrecken wollte er sie, aber ihr nicht schaden. Oliviero gab Gabriellen einen Labetrunk. Mich deucht, es war ein Schlaftränkchen, ein mäßiges Opiat, das die Gehirnnerven spielen und Gabriellens Imagination nur um so wirksamer machte, indeß die kalte überlegende Vernunft einschlummerte. Donner und Bliz bewirkte er durch Maschinen, die heut zu Tage jedem Theater schon bekannt sind. Durch Hohlspiegel und eine Laterna magica zauberte er den Geist aus dem Reiche der Schatten. Der Todtenkopf am Tische zerfiel in Stücken. Wie leicht ist dieses nicht durch Schnüre zu bewirken, die ein versteckter guter Freund unter dem Tische zieht; so wie eben dieser verborgene Vicezauberer die

blaue Flamme ohne Mühe mittelst brennenden Weingeistes hervorbringen konnte. „Doch wie wußte Oliviero, wo Dom Pedrillo lebe? Oliviero kannte viele Menschen und ihre Schicksale. Das Metier, welches er trieb, forderte es, daß er sich darum bekümmern mußte. Unter diesen Bekannten war Pedrillo.

Ich komme auf den enthaupteten und wiederhergestellten Gehilfen. Es war kein künstlich geformter; es war des Gehilfen wirklicher natürlicher Kopf, der auf folgende Art in die Schüssel kam. Der mit schwarzem Tuche ringsum bedeckte Tisch war in zwo Hälften getheilt, deren jede einen halbzirkelförmigen Ausschnitt in der Mitte hatte, so, daß der Hals eines Menschen bequem in den Ausschnitten Platz fand, und sich bewegen konnte. Eben diese Einrichtung hatte die Schüssel. Der Gehilfe kniete nieder, die beyden Tischhälften wurden zusammen geschoben. Der Hals mit dem Kopfe ragten hervor. Nun geschah dasselbe auch mit den Schüsselhälften, und es gewann das Ansehen, als ob ein vom Rumpfe getrenntes Haupt darinnen läge. Eine in die Schüs-

sel gegossene blutähnliche Farbe, oder auch wirkliches Blut, blasser Anstrich des Gesichtes und Verziehung der Muskeln machten die Täuschung vollkommen. — Man erschrack bey dem frappanten Anblicke, und lief davon, ohne genauer den grausamen Gegenstand zu betrachten. Der Gehilfe des Zauberers kroch hervor, wusch sich, und zeigte sich wieder mit dem Kopfe am Rumpfe.

XIII.

Theophrasts Verwandlung eines messingenen Pfennings in einen goldenen zu Wien. — Zwinget seinen entfernten Bedienten, ihm ein entfremdetes Manuskript zurückzustellen. — Verbrennet eine Rose, und bringet sie wieder aus ihrer Asche hervor.

Einer der unverschämtesten Charlatans des XVten Jahrhunderts, war unstreitig Theophrast, oder wie sein ganzer ihn charakterisirender Name hieß: Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Rezepte und Wundermittel zusammengetragen, und besonders, was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntniß und

Behandlung der Metalle studirt. Er fieng seine Laufbahn damit an, alles niederzureissen, was bisher gelehrt worden war, alle hohe Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen, Arzt, Hexenmeister und Zauberer zu präsentiren, und feyerlich zu versichern, daß keine Krankheit sey, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern, und keine Kraft in und außer der Natur, die er sich nicht unterthan machen könnte. Zur Probe seiner Insolenz und seines hochprahlenden Tones, stehe hier der Anfang eines seiner Hauptwerke." „Ihr müsset mir nach, ich nicht euch, ihr mir nach Avicenna, Rhases, Galen, Mesur; mir nach und nicht ich euch, ihr von Paris, ihr von Monpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meissen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und dem Rheinstrom liegt; ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Israelite, mir nach und nicht ich euch; Mein ist die Monarchey!" Von sich selbst sagt er: „Von der Natur bin ich „nicht subtil gesponnen; es ist auch nicht

„unsere Landesart, die wir unter Tannen„zapfen aufwachsen.“ Und wahrlich, hier hatte Theophrast vollkommen recht. — Er besaß die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunkeln und mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darinn vermuthete, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dieß und durch einige neue und auffallende Wirkungen seiner chemischen Miteel, machte er erstaunliche Sensation, und sein Ruf wurde so verbreitet, daß halb Europa zu ihm in verschiedenen körperlichen und geistigen Angelegenheiten strömte, und daß selbst ein Erasmus sich entschliessen konnte, ihn zu consultiren. Er starb im 50sten Jahre ohngeochtet er den Stein der Unsterblichkeit zu besitzen vorgab.

Unter diese auffallenden und vielen ganzübernatürlich scheinenden Künste Theophrasts gehören vorzüglich nachstehende:

In Wien wohnte er in einem Gasthofe, nahe an dem sogenannten rothen Thurm. Mehrere Tage zechte er wacker darauf los. Schon war die Summe ziemlich hoch angewachsen, und der Gastwirth wünschte bezahlt zu werden. Theo-

LB Coburg

phrast gestand dem Wirthe, daß er nicht bey Gelde wäre. Der Wirth ward aufgebracht; schimpfte, fluchte und drohte. „Gemach, Herr Wirth, sagte Theophrast ganz gelassen; wir wollen sehen, ob sich nicht ein Mittel noch finden läßt, euch zu befriedigen. Wollt ihr nicht diesen Pfenning nehmen?“

Der Wirth besah den Pfenning, und warf ihn unwillig auf den Tisch hin, mit den Worten: „Unverschämter Mensch, wollt ihr mich noch zum Besten haben? Was soll ich mit dem Benediktuspfenning? Eure Zeche beträgt viele Gulden, und ihr wollt mich mit einen messingenen Anhängsel, das kaum wenige Groschen werth ist, bezahlen; ich rathe euch stellt mich zufrieden, oder ich brauche meine Rechte.“ Theophrast, der den Pfenning indessen eingesteckt hatte, zog ihn wiederholt hervor. „Beseht ihn, jetzt, sprach er, mich dünkt, ihr werdet ihn vor Freuden küssen.“ Der Wirth besah den Pfenning noch einmal, und fand, daß er Gold war. Mit großen, großen Augen maß er seinen Gast, und wußte nicht, was er von der Sache halten sollte. Theophrast lächelte. „Behaltet den Pfenning, sagte er, und erinnert euch meiner,

so oft ihr ihn ansehen werdet. Ich bin Theophrast, der Metalle in Gold verwandeln kann.“ Der Wirth, der von Theophrasten schon viel gehört hatte, pries sich glücklich, den berühmten Mann bewirthet zu haben, sprang freudig herum, küßte den Pfenning, und nannte von dieser Begebenheit an, sein Gasthaus zum Küß' den Pfenning, welchen Namen es auch noch bis auf diese Stunde führt. — Bald verbreitete sich die Geschichte, durch ganz Wien, und der Goldmacher Theophrast saß im Rohre und schnitt Pfeiffen, wie das Sprüchwort sagt.

„War denn der Pfenning wirklich Gold?“ Ich will glauben, daß er es war; denn Theophrast konnte ja leicht einige Gulden aufopfern, um durch dieses Mittel in der Folge beträchtliche Summen zu gewinnen. Er wußte daß der erstaunte Wirth die ganze Stadt von dem Vorfalle unterrichten, und den in Gold verwandelten Benediktuspfenning jedermann vorzeigen, und Theophrasts Anwesenheit und Kunst allenthalben bekannt machen würde. „Sie glauben also, daß Theophrast den messingenen Pfenning, den der Wirth in Händen hatte und unwillig auf den Tisch

warf, in Gold verwandelt habe?" Nein, das glaube ich nicht. Theophrast hatte zween Benediktuspfennige, einen messingenen und einen goldenen. Jenen zog er zuerst hervor, und gab ihn dem Wirthe versichert, daß ihn dieser nicht annehmen würde. Er steckte ihn in die Tasche, und brachte geschwind den andern, der wirklich Gold war, zum Vorschein. Der Wirth hielt diesen für den erstern, und war fest überzeugt, daß er in den Händen des Goldmachers zu Gold worden sey. Theophrast hatte seine Absicht erreicht.

An dem Hause, wo Theophrast dieses Stückchen gespielt haben soll, lieset man heute noch folgende Aufschrift:

Der theuere Theophrast, ein Alchimist aus allen,
Kam einst in dieses Haus, und konnte nicht bezahlen.
Die Zech, so er verzehrt; er trauet seiner Kunst,
Durch welche er erwarb, viel großer Herren Gunst.
Ein sicheres Gepräg, vom schlechten Werth er nahme;

Tingirte es zu Gold. Von ihm der Wirth bekame
Dieß glänzende Metall. Er sprach, da nimm es hin,
Ich zahl' ein mehreres, als ich dir schuldig bin.
Der Wirth ganz außer sich, bewundert diese Sache,
Den Pfenning küsse ich, zu Theophrast er sprache.
Und von dieser Wunderg'schicht, die in der Welt bekannt,
Wird nun auch dieses Haus, zum Küß' den Pfenning g'nannt.

Einst gieng das Rezept zu Theophrasts Goldtinktur verloren. Der Verdacht fiel auf einen Menschen, der als Laborant bey ihm in Diensten gestanden, und solche erst kürzlich verlassen hatte. Theophrast darüber äußerst aufgebracht, ergriff eine Kohle und zeichnete damit die Gestalt des entfernten Laboranten auf die Wand des Zimmers, besprengte sie mit einem Liquor und versicherte, derselbe würde entweder des Todes erbleichen, oder das Rezept zurückstellen. Es dauerte nicht lange, als Theophrast einen Brief, und

in diesem das entwendete Rezept erhielt, mit der Bitte, die Zeichnung auf der Wand zu vertilgen.

Theophrast benutzte hier den Glauben an seine Wunderkraft. Er zeichnete die Gestalt des Laboranten auf die Wand, und besprengte sie mit dem Liquor in keiner andern Absicht, als dadurch die Anwesenden zu reizen, hievon dem Laboranten Nachricht zu geben, versichert, daß dieser hierüber erschrecken, und, aus Furcht vor dem Tode, das Rezept zurückstellen würde; und gewann dabey noch überdieß den Vortheil, daß seine geheimen Künste immer mehr bekannt wurden, und also auch sein Credit und Ansehen im Publikum stiegen.

Theophrast verbrannte eine Rose, und brachte sie wieder aus ihrer Asche hervor.

Die hervorgebrachte Rose war die verbrannte nicht; es war das Bild derselben, welches auf eine versteckte Art in einen Hohlspiegel fiel, und von diesem zurückgeworfen und in der Luft schwebend vorgestellt wurde. Man weiß, welche auffallende Experimente man mit dem Kircherianischen Spiegel gemacht hat.

—* In Wiglebs Zauberlexikon, in Hallens natürlicher Magie, findet man Theophrasts Palingenesien durch Hohlspiegel erklärt.

XIV.

Zwo Wahrsagungen, die Rudolph dem I. römischen Kaiser, in seiner Jugend gemacht wurden.

Am Hofe Friedrich des II. Römischen Kaisers, lebte Rudolph, der fünfte Graf dieses Namens, von Habspurg, und nachheriger Stammvater des Erzhauses Oesterreich. Friedrich, der sein Pathe war, liebte den Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit, und gab ihm eine fürstliche Erziehung. Große Talente verrieth der junge Rudolph, und erweckte die glänzendsten Hoffnungen von sich. Er arbeitete mit dem Kaiser im Kabinete, und begleitete ihn auf den Feldzügen dessel-

ben. In der Lombardie war es, daß ein Astrolog Rudolphen ganz vorzügliche Ehre erwies. So oft er ihm begegnete, blieb er stehen, und beugte ehrfurchtsvoll seine Kniee vor dem Jünglinge. Fridrichen war dieß auffallend; er berief den Sterndeuter, und befragte ihn um die Ursache dieser so auszeichnenden Verehrung gegen Rudolph. Der Astrolog antwortete dem Kaiser: „Durchlauchtigstes Oberhaupt des deutschen römischen Reichs! Diesen Grafen hat die Vorsehung zu hohen Ehren bestimmt. Majestät strahlt aus seinen Blicken. Seine Sitten und Gemüthsgaben sind des ersten Thrones der Erde würdig. Und damit ich nichts verschweige, so wisse, Monarch: daß dieser Rudolph und seine Nachkommen einst denselbigen Scepter führen werden, unter welchem sich nun deine Völker glücklich preisen. Wann dein Stamm, und mit diesem alle Hoffnung für das zerrüttete Reich wird erloschen seyn; dann wird erst dieser Löwe sich erheben, und die alte Macht mit dem vorigen Ansehen dem Reiche wiederbringen. So lese ich in dem Buche des Schicksals."

Der Astrolog hatte wirklich gut gelesen in dem Buche des Schicksals. Seine

Prophezeyhung gieng nach 35 Jahren buchstäblich in Erfüllung. Doch nicht der Astrolog allein, auch eine Conventualinn des Klosters Fare in der Schweiz, zwischen Zürch und Baden gelegen, weissagte Rudolphen, im Jahre 1261 seine künftige Würde. Die Gelegenheit dazu war diese:

Von wenigen seiner Diener begleitet, ritt Rudolph nach seinem Schloße Habspurg. Es war ein stürmischer, regnigter Tag, und der Weg äußerst schlecht. Ein Priester, der das Venerabile zum Kranken trug, begegnete ihm. Kaum erblickte Rudolph den Geistlichen, so hielt er inne, und sprang vom Pferde: „Es ist nicht anständig, daß ich reite, und ihr, der ihr meinen Heiland trägt, zu Fuße gehen sollt; steiget auf mein Pferd.“ Der Geistliche that es, und Rudolph folgte ihm bis in das Haus des Sterbenden, begleitete ihn wieder ehrerbietig zurück, und schenkte ihm nicht allein das Pferd, sondern auch zum Unterhalt desselben ein Stück Feld. Des andern Tages hierauf besuchte der fromme Rudolph seine Base im Kloster Fare. Freudig bot sie ihm die Hand und sprach: „Durch eure gestrige Andacht, habt ihr

euch und euren Nachkömmlingen die höchste Ehre und Würde der Welt zubereitet. —

Zwölf Jahre nachher, nämlich 1273, ward Rudolph wirklich zu Frankfurt zum Kaiser erwählt. — Mir scheint, daß Rudolphs äußere körperliche Eigenschaften, und seine besondern Gemüthsgaben, Kenntnisse von mancherley Art, Muth und Tapferkeit, Herzensgüte und Frömmigkeit, die Sterne waren, in denen der Astrolog las, daß er wohl eines Throns würdig wäre. Sehr leicht konnte der Mann schließen, daß ein Jüngling, wie Rudolph war, der von einem ansehnlichen Hause herstammte, und an dem ersten Hofe von Europa als Liebling des Monarchen lebte, wie ein Prinz erzogen wurde, und wirklich schon königliche Ehren empfieng, daß ein Jüngling dieser Art eine glänzende Rolle in der Welt einst spielen würde. Der Astrolog, der dem Kaiser in seinem Zöglinge schmeicheln wollte, mochte wohl bloß gesagt haben, daß Rudolph zu hohen Ehren von der Vorsehung bestimmt sey und in spätern Jahren ein Mann von Wichtigkeit werden würde, und daß er allerdings verdiente, auf den ersten Thron Europa's erhoben zu werden, welches für die nach-

herigen Geschichtschreiber damaliger Zeiten schon genug war, die Worte des Astrologen so zu verändern, und mit Zusätzen zu bereichern, daß sie das Ansehen einer Wahrsagung bekamen. — Zwar prophezephte die Coventualinn von Fare Rudolphen auch die größte Würde; aber konnte sie nicht darunter die Würde, welche Frömmigkeit, Gottesfurcht, mit einem Worte, die Würde welche die Tugend ihrem Besitzer giebt, verstehen? Und wenn auch das nicht ist, konnte sie nicht, in Hinsicht auf die politischen und moralischen Verhältnisse, in denen sich Rudolph befand, bestimmt sagen, daß ihm die höchsten Würden vorbehalten seyn, ohne daß sie gerade eine Prophetinn hätte seyn müssen?

XV.

Ueber das Nativitätstellen der vorigen Jahrhunderte — Amulete und Talismane.

Nicht genug, daß man die Scheidekunst und die Geheimnisse des Geisterreichs aufbot, um durch unerklärbar und übernatürlich scheinende Wirkungen, das Publikum zu täuschen, und Vortheile von dem geblendeten Haufen zu ziehen, es mußten auch die Gestirne, die man sich doch nicht ganz müssig denken konnte, dazu benützt werden. Man gab sich alle Mühe, es zu einem allgemeinen Glauben zu machen, daß in den Sternen die Schicksale der Menschen, ihr Glück und Unglück, ihre Ehre und

Schande, Tod und Leben geschrieben stünden. Man lehrte, daß jeder Planet und jede Constellation derselben der ganzen Existenz des darinn erzeugten Wesens eine gewisse Richtung zum Guten oder Bösen geben könne, und daß folglich ein Astrolog nur die Stunde und Minute der Geburt zu wissen brauche, um das Temperament, die Geistesfähigkeiten, die Schicksale, die Krankheiten, die Art des Todes, und auch den Tag desselben bestimmen zu können. Man nannte die Ausübung dieser Lehre das Nativitätstellen. Man nahm an, daß eben so wie jeder Mensch unter dem Einflusse eines gewissen Gestirns stünde, eben so habe auch jeder andere Körper, Pflanzen, Thiere, sogar ganze Länder und einzelne Häuser, ein jegliches sein eigenes Gestirn, von dem es regiert würde; und besonders waren zwischen den Planeten und Metallen ein genauer Zusammenhang und Sympathie. Sobald man also wußte, von welchen Constellationen und Gestirnen das Unglück und die Krankheiten eines Menschen herrührten, so hatte dieser weiter nichts nöthig, als sich lauter solcher Speisen, Getränke und Wohnungen zu bedienen, die von den entgegengesetzten Planeten beherrscht

wurden. Dieß gab eine ganz neue Diätetik, aber freylich von ganz anderer Art, als jene Griechische. Kam nun ein Tag vor, der durch seine besondere unglückliche Constellation eine schwere Krankheit u. dgl. fürchten ließ, so begab man sich an einen Ort, der unter einem freundlichen Gestirne stand, oder man nahm solche Arzneyen und Nahrungsmittel zu sich, die unter der Protection eines guten Gestirns den Einfluß des Bösen zu nichts machten. —

Aus eben diesem Grunde hoffte man die Verlängerung des Lebens durch Talismane und Amulete. Weil die Metalle mit den Planeten in genauester Verbindung standen, so war es genug, einen Talisman an sich zu tragen, der unter gewissen Constellationen aus passenden Metallen geschmolzen, gegossen und geprägt war, um sich die ganze Kraft und den Schutz des damit verwandten Planeten nützen zu machen. Man hatte also nicht nur Talismane, die die Krankheiten eines Planeten abwendeten, sondern auch Talismane für alle astralische Krankheiten, ja auch solche, die durch eine besondere Vermischung verschiedener Metalle, und eigene Künste bey Schmelzung derselben, die wunderbare Kraft erhielten,

den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburtsstunde aufzuheben, zu Ehrenstellen zu befördern, und in Handels- und Heurathsgeschäften gute Dienste zu leisten. — War Mars im Zeichen des Scorpions darauf geprägt, und sie in dieser Constellation gegossen, so machten sie siegreich und unverwundbar im Kriege, und die deutschen Soldaten waren von dieser Idee so eingenommen, daß von einer Niederlage derselben in Frankreich ein französischer Schriftsteller erzählt, man habe bey allen Todten und Gefangenen Amulete am Halse hängend gefunden. Aber die Bilder der Planetengottheiten durften in dieser Absicht durchaus keine antike Form, sondern eine mystische abentheuerliche Gestalt und Tracht haben. Man hat noch eines, das gegen die jovialischen Krankheiten gebraucht wurde. Jupiter sitzet darauf als ein bärtiger Mann, in einem weitem mit Pelz gefütterten Ueberrock, hält in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch, und docirt mit der rechten.

XVI.

Die Abentheuer des Grafen von **, oder: Der Meister in der schwarzen Kunst. — Eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhunderte.

In einem Gasthofe zu Venedig machte ein deutscher Graf Bekanntschaft mit einem Florentiner. Beyde wurden bald Freunde. Der Florentiner war ein Mann von weitläuftigen Kenntnissen, redete mehrere Sprachen mit Fertigkeit, hatte viel Welt auf Reisen gesammelt, und kannte den Menschen. Sein Aeußeres war einnehmend, sein Anstand entzückend. Der Graf hieng mit Wärme an ihm, und vertraute ihm manches Geheimniß seines Herzens. Was

er verschwieg, wußte der Florentiner, ohne daß es der Graf bemerkte, aus ihm zu locken. Nie sah man einen ohne den andern. Verschiedene kleine Gefälligkeiten erwies der Florentiner dem Grafen, und fesselte so diesen immer mehr an sich. In seinen Gesinnungen und Handlungen zeigte er immer den Mann von wahrer Ehre und erhabenen Grundsätzen. Der Graf pries sich glücklich, einen Fund von dieser Art gemacht zu haben. — Es war eines Abends, daß der Graf etwas mißlaunig schien. Der Florentiner, dem keine Veränderung an demselben entgieng, wurde es gewahr, und rieth Zerstreuung. „Kommen Sie, Graf, sagte er, die Stubenluft taugt heute nicht für Sie." „In Ihrer Gesellschaft," erwiederte der Graf, und gieng. Beyde spazirten lange am Canale. Bey einem Coffeehause blieb der Florentiner stehen, und forderte vom Aufwärter eine Erfrischung. Der Aufwärter brachte ein kühlendes Getränke. Beliebt den Herren nicht ein Spieltisch? sind noch welche unbesetzt." Der Graf, der ein Liebhaber vom Spiele war, nahm seinen Freund beym Arm und trat ein. „Sie spielen doch mit?" „Sie wissen Graf, antwortete dieser, daß ich nie spiele, auch

nicht zum Zeitvertreib spiele. Ueberhaupt, mein Bester, wünschte ich, Sie spielten gar nicht.“

Der Graf. Warum nicht?

Der Florentiner. Die Spieler in Venedig sind nicht alle —

Der Graf. Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber besorgen Sie nichts; ich vereitle jeden Plan auch des besten Voltaschlägers.

Der Graf setzte sich an ein Tischchen, und bald hatte er Gesellschaft. Zween ansehnliche Venetianer spielten mit ihm. Der Florentiner nahm ein Zeitungsblatt und las.

Sehr glücklich spielte der Graf. Die Venetianer verloren beträchtliche Summen an ihn. Seine Leidenschaft für diese Unterhaltung wurde genährt, und hob sich auf ihre höchste Stufe. Noch immer gewann der Graf. Doch mit einemmale scheint ihn das Glück zu verlassen; er verliert; nicht eine gute Karte fällt ihm, sein Verlust übersteigt schon den Gewinnst. Er wagt alles, und alles ist verloren. Seine Barschaft, kostbare Uhren, Ringe, Wechsel, befinden sich in den Händen der Venetianer. Das Spiel endet. Man bedauert den

Grafen und bietet ihn auf morgen. Verdrüßlich verläßt er das Caffeehaus. Der Florentiner begleitet ihn.

Der Graf. Was denken Sie von mir?

Der Florentiner. Daß Sie noch nicht Meister über Ihre Leidenschaften sind.

Der Graf. Ich schäme mich.

Der Florentiner. Ihr Verlust ist beträchtlich.

Der Graf. Und setzet mich in eine Verlegenheit, vor deren Folgen ich zittere. Die Ringe, die ich Unbesonnener dahin gab, sind Geschenke eines Fürsten, in dessen Händen mein Wohl liegt. Die Portraite eines herzoglichen Fürstenpaares in dem Besitze Venetianischer Spieler!

Der Florentiner. Ich hatte Sie gewarnt, Graf!

Der Graf. Zürnen Sie dem Leichtsinne Ihres Freundes, aber nicht ihm selbst. Marquis, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.

Der Florentiner. Sie sind auf Morgen geladen, werden Sie erscheinen?

Der Graf. Ich habe noch einen Wechsel, vielleicht daß ich mit diesem die Ringe einlöse? Doch spielen werde ich nicht.

Der Florentiner. Sie glauben also die Venetianer zu treffen?

Der Graf. Ich hoffe.

Der Florentiner. Sie hoffen vergebens; es sind Schurken, die alle Tage in einer andern Maske auftreten; Schurken, deren Metier es mit sich bringt, Proteuße zu seyn.

Der Graf. Marquis, ich bin verloren! Der Haß meines Hofes liegt auf mir, vernichtet sind alle meine Aussichten, wenn diese Ringe dahin sind!

Der Florentiner. Leben Sie wohl, Graf; wir sind am Gasthofe, morgen sehen wir uns wieder. Vielleicht läßt sich noch Rath schaffen in dieser mißlichen Lage.

Beyde küßten einander und schieden. Der Graf war sehr mürrisch. „Ist nichts vorgefallen?"

Der Kammerdiener. Nichts, gnädiger Graf, außer daß man so eben nach Ihnen gefragt, und mir die versiegelte Chatoulle eingehändigt hat.

Der Graf. Wer gab euch die Chatoulle? Wer fragte nach mir?

Der Kammerdiener. Der Florentiner.

Der

Der Graf. Wer?

Der Kammerdiener. Der Marquis, der Florentiner, Ihr Freund.

Der Graf. Mensch, du bist nicht bey Sinnen!

Der Kammerdiener. Ich sah, ich sprach ihn; aus seiner eigenen Händen empfieng diese Chatoulle, und hier den Schlüssel.

Der Graf, von dessen Seite der Florentiner nicht gekommen war, konnte nicht begreifen, wie eben er da gewesen seyn, und die Chatoulle gebracht haben sollte, und doch wußt' er auch, daß ihn der Kammerdiener so gut kannte, wie der Graf selbst.

Der Graf. Um welche Zeit war der Marquis hier?

Der Kammerdiener. Vor einer Stunde ohngefähr.

Der Graf. Und er sprach?

Der Kammerdiener. „Nehmt diese Chatoulle und den Schlüssel; übergebt beydes dem Grafen, sobald er kommt; er ist auf dem Wege.“ — Dieß, gnädiger Graf, waren die Worte des Florentiners.

Der Graf. Wie war er gekleidet?

Der Kammerdiener. Wie ge-

wöhnlich, blau, gestiefelt und im rothen Mantel.

Der Graf besah das Siegel; es war das Wappen des Marquis. Er öffnete die Chatoulle. Schreck und Erstaunen bemächtigten sich seiner; die beyden Ringe, Uhren, Goldbörse, die Wechsel, mit einem Worte: alles, was die Venetianer im Caffeehause gewonnen hatten, lag darinn, und ein Billet von der Hand des Florentiners, folgenden Inhalts!

„Freund! Fragen Sie nicht wie diese Sachen in Ihre Hände kommen, fragen Sie sich selbst, wie Sie so leichtsinnig seyn konnten, das Theuerste was Sie besitzen, der verächtlichen Leidenschaft des Spiels aufzuopfern? — Erwarten Sie mich morgen Vormittags um 10 Uhr. Schlafen Sie wohl.“ Marquis v***.

Der Graf war verblüfft. Der Vorfall war ihm ein unauflösbares Räthsel. Er wußte nicht, was er urtheilen sollte. Er schlief nicht; mit Ungeduld harrte er des Morgens. Mit dem Schlage 10 Uhr erschien der Florentiner.

Der Florentiner. Sind Sie beruhigt, Graf?

Der Graf. Dank, Freund, aus

der Fülle meines ganzen Herzens, Dank! Aber ich begreife nicht —

Der Florentiner. Auch ist es nicht nothwendig, daß Sie es begreifen. — Fordern Sie keine Erklärung von mir!

Der Graf. Niemals?

Der Florentiner. Das hängt von Umständen, von Verhältnissen ab, die ich nicht vorhersehen kann. — Sind Sie heute von meiner Gesellschaft?

Der Graf. Ich speise bey Dona Alberotti; doch jetzt und Abends gehör' ich meinen Freunden, gehöre Ihnen, theurester Marquis.

Der Florentiner. Ich habe Sie vor den Spielern in Venedig gewarnt; ich warne Sie vor der Dona.

Der Graf. Wie können Sie mich vor einer Person warnen, die Ihnen unmöglich bekannt seyn kann, die fremd in Venedig ist, die erst gestern hier von Neapel anlangte, die ich lange schon ihrer Tugenden wegen verehre?

Der Florentiner. Ich kenne die Dame nicht, und dennoch, Freund, warne ich Sie.

Der Kammerdiener trat herein, und

meldete, daß Dona Alberotti mit einer Gondel des Grafen warte. — Der Graf drückte dem Marquis die Hand, eilte in die Gondel, und rief seinem Frenude an's Ufer zu: „Abends sehen wir uns am Markus!“ Mit vieler Freundschaft empfieng Alberotti den Grafen. Nur sie und er speisten in dem Gasthofe zusammen, in welchem sie wohnte. Der Graf, der sich wohl der Warnung des Florentiners erinnerte, doch aber hier nichts Arges vermuthen konnte, überließ sich ganz der geselligen Freude. Man hatte abgespeist. Die Bedienten entfernten sich. An einem Seitentische stand eine Assiette mit Zuckerwerk. Alberotti nahm ein Stückchen und aß es, sie nahm noch eins, und warf es in das Weinglas des Grafen, der eben trinken wollte; schon hatte er das Glas am Munde, als plötzlich Alberotti einen schrecklichen Schrey that, und ohnmächtig vom Stuhle fiel. Der Graf sprang auf. Der Florentiner stand vor ihm. „Fort, Graf, sagte er, eilen Sie nach Hause; in dem Augenblicke übergiebt man Ihrem Kammerdiener Briefe von Ihrer Gemahlinn. Für die Giftmischerinn ist gesorgt.“ Zween Sbirren kamen, ergriffen die Ohnmächtige

und führten sie hinweg. Der Marquis begleitete den Grafen. Am Thore des Gasthofes verließ er ihn. Beyde hatten kein Sylbe gesprochen.

Der Kammerdiener kam dem Grafen entgegen, und überreichte ihm Briefe aus Deutschland. Es waren Briefe von seinem Vater und seiner Gemahlinn. Die letztere schrieb:

„Thränen benetzen das Papier, worauf ich dir schreibe, und meine Hand zittert und bebt, da sie die schrecklichen Worte hersetzen soll: deinem Leben drohet Gefahr. Eine gewisse Person, die den Namen Alberotti annahm, und eigentlich Giftmischerinn von Profession in Neapel ist, die du aber von einer ganz andern Seite in dieser Stadt kennen gelernt hast, ist gedungen, dich, — ich schaudere zurück bey dem Gedanken, — unter der Maske der Freundschaft, zu vergiften. Buonarotti, deren schändlicher Liebe du als Mann von Ehre und Tugend widerstandst, hat deinen Tod beschlossen. — Bald wird die niederträchtige, verworfene Seele Alberotti in Venedig seyn. Gott, wenn meine Nachricht zu spät käme! Doch nein, — eben der Mann, der mir dieses Geheim-

niß entdeckte, ist dein Schutzgeist. Du staunst, mein Geliebter, alles scheint dir unglaublich und räthselhaft; — auch mir würde es an deiner Stelle unglaublich und räthselhaft seyn, wenn nicht, — doch verzeih', daß ich mich nicht deutlicher erkläre. Dem Florentiner, deinem Freunde, verdanke diese Nachricht, verdanke dein Leben, und eile in die Arme derjenigen zurück, die sich im Gefühle der reinsten Gattenliebe nennet deine

Julie, Gräfinn von * *."

Unbegreiflich! rief der Graf aus; der Marquis, der täglich um mich ist, ist zugleich der Gesellschafter meiner Gemahlin, unterrichtet sie von meiner Lage, von den Gefahren die mir drohen, kennt meine Verhältnisse mit Buonarotti in Neapel, warnet mich vor Alberotti, erscheint wie ein Engel Gottes in dem Augenblicke, wo ich den Tod trinken sollte, wirket an verschiedenen Orten zu einer und derselben Zeit für mich, und ist bey allem dem doch Mensch; — wahrhaftig hier steht unsere Philosophie stille! — Doch, ich muß Aufklärung über den Florentiner haben, es koste was es wolle!"

Der Kammerdiner unterbrach den Grafen, indem er ihm ein Billet einhändigte. Es war von dem Marquis.

„In Venedig sprechen wir uns nicht mehr, schrieb der Marquis. Mächtige Feinde, denen weder ich noch Sie Trotz bieten können, lauern uns auf. Versuchen Sie es nicht, sich öffentlich sehen zu lassen. Reisen Sie sogleich. Ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Auch ich reise. In Frankfurt am Mayn finden wir uns. Sie sind verloren, Graf, wenn Sie meinem Rathe nicht folgen.“

Der Graf, dessen Vertrauen auf den Florentiner unbegrenzt war, machte ungesäumt Anstalten zur Reise. Wenige Stunden vergiengen, und er hatte Venedig hinter sich. Er eilte nach Frankfurt. Wohl ward ihm, als er sich wieder auf deutschem Boden befand. Es war zu * *, wo sich der Graf vornahm, einige Tage der Ruhe zu pflegen. Müde von den Strapatzen der Reise, legte er sich früh zu Bette, und schlief bald ein. Auf einem Soffa lag der Kammerdiener nicht ferne von ihm. Gegen Mitternacht erwachte der Graf. Ein Geräusch an den Vorhängen seines Bettes hatte ihn geweckt. Er

blickte auf. — Entsetzen fuhr durch seine Seele. Er rief nicht, er heulte fürchterlich. Ein Ungeheuer aus Mensch und Thier zusammengesetzt, mit Fledermausflügeln, funkelnden Augen, feuriger Zunge, die weit aus dem Rachen hervorragte, mit Bocksfüßen und Klauen an den Händen, stand vor ihm, und faßte ihn an der Brust. Der Kammerdiener schnarchte. „Wer bist du?" stammelte mit zitternden Lippen der Graf.

Die Gestalt. Mensch war ich einst wie du, was ich jetzt bin, hat keinen Namen für Ohren von Fleisch und Blut.

Der Graf. Was verlangst du?

Die Gestalt. Etwas, was mir noch kein Sterblicher gewährte, und was mich von dem Fluche befreyen würde, der auf mir liegt, fände sich einer.

Der Graf. Fordere!

Die Gestalt. Laß' mich diese Nacht in deinen Armen ruhen. Der Schlafenden Feind war ich im Leben, störte boshaft die Ruhe eines jeden, der sein Auge schloß. Dreyßig Jahre quälte ich so die Menschen, und muß nun so lange in der Gestalt wie du mich siehst umher irren, bis jemand sich findet der barmherziger gegen mich Unge-

heuer ist, als ich es gegen die Menschen war.

Der Graf. Es sey, lege dich.

Die Gestalt zog die Klauen ein, schlug die Flügel zusammen, die Augen funkelten nicht, die feurige Zunge leuchtete nicht; sie legte sich in die Arme des Grafen. Der Graf schlief ein. Erst spät am Morgen verließ ihn der Schlaf. Die Gestalt war nicht mehr zugegen. — Der Graf erzählte dem Kammerdiener die schauerliche Begebenheit. Für einen Traum erklärte sie dieser. Der Graf versicherte, nicht geträumt zu haben; und doch hielt er die abentheuerliche Erscheinung für keinen Geistesbesuch. Man untersuchte das Zimmer, und fand keine Möglichkeit, daß irgend jemand den Spuck hätte spielen können. Die Thüre war fest verschlossen. Der Graf befahl anzuspannen, und floh aus einem Orte, wo es Schlafkammeraden mit Bocksfüßen, und Klauen und Fledermausflügeln giebt. In tiefes Nachdenken versenkt, sprach der Graf nichts. Auch der Kammerdiener schwieg. Doch mit einemmale ward dieses Schweigen unterbrochen. Ein Mann mit einem hölzernen Fuße, der sich aus einem Gebüsche dem Wagen näherte, schrie aus al-

len Kräften dem Postillion zu: daß er halten solle. Der Graf, der Kammerdiener und ein Bedienter hörten und sahen den Schreyenden. „Halt," sagte der Graf, wollen doch sehen, was diese lächerliche Figur will; und wirklich gab der Stelzfuß einen komischen Anblick. Ein grauer Bart hieng ihm über das Kinn. Starke eiserne Ringe hatte er in den Ohren. Ein grünes Röckchen, das ein Knabenröckchen zu seyn schien, flatterte an einem Stricke ihm um den Hals und Schultern. Nackt, bis an die Hüften, war der übrige Körper. Rothsammetene Hosen deckten die Schenkel des Mannes, und ein feiner weißseidener Strumpf zierte den einen Fuß, der in einem neuen Schuhe mit rothem Absatze stack. Die Schnalle war Silber. Ein Baumast war der Stock des Stelzfusses, und ein langer Haudegen hieng ihm an der Seite.

Er kam an den Wagen und öffnete den Schlag, setzte sich dreist an die Seite des Grafen und rief: „Fahr' zu Schwager!" Der Graf, erstaunt über den sonderbaren unverschämt kecken Fremden, verbot dem Postillion weiter zu fahren. „Nicht von der Stelle, sagte er, als bis ich es befehle!".

Der Graf. (seinen Leuten einen Wink gebend) Wollen sehen.

Der Postillion, der Kammerdiener, der Bediente, selbst der Graf waren viel zu schwach, den ungebetenen Reisegesellschafter von seinem Sitze zu heben. Der Graf ergrimmte, zog ein Pistol hervor, und drohte.

„Schießen Sie zu!“ sagte der Stelzfuß. Der Graf drückte los, und Erbsen prallten von der Brust des Mannes ab.

Der Stelzfuß. Sie sind schlecht auf Reisen versehen, Herr Graf.

Der Graf. Wer sind Sie?

Der Stelzfuß. So hübsch, Graf, Artigkeit ist eine schöne Tugend; sie empfielt den Menschen. Lassen Sie den Kutscher fortfahren.

Der Graf. Wer sind Sie?

Der Stelzfuß. Lassen Sie den Kutscher fortfahren, sag' ich!

Der Graf befahl dem Postillion fortzufahren.

Der Stelzfuß. Sie kommen aus Italien und reisen nach Frankfurt, nicht wahr?

Der Graf. Wie wissen Sie das? Wie wissen Sie, daß ich Graf bin?

Der Stelzfuß. Wozu alle diese Fragen, die ich nie beantworten werde! — Sehen Sie doch vor sich hin, Graf; mir deucht, wie gerathen in's Gedränge.

Mehr als zwanzig bewaffnete Kerle, eines grausen Ansehens, eilten aus einem Walde dem Wagen zu Viele darunter waren beritten, und diese erreichten bald die Kutsche. Der Postillion bekam einen Schlag, und fiel zu Erde. Die Kutsche war umringt. Mit gespannten Pistolen forderten die Räuber die Barschaft und die Kostbarkeit des Grafen. Schon war dieser bereit, der Uebermacht nachzugeben.

„Nicht doch, Graf, sprach der Stelzfuß, sprang aus dem Wagen heraus, zog seinen Degen, und die Räuberbande stand unbeweglich da.

„Sehen Sie!" Graf, die Memmen! Da stehen sie, wie Bildsäulen, seelenlos und ohne Bewegung. Sie mögen stehen! „Bey diesen Worten berührte der Stelzfuß den Postillion, und seine Ohnmacht verschwand, er half ihm auf den Bock, setzte sich wieder in die Kutsche, und der Wagen rollte fort.

Der Graf. Mein Herr, Sie setzen mich in Erstaunen.

Der Stelzfuß. Kleinigkeiten!

Der Graf. Sie haben mein, Sie haben das Leben unser aller gerettet, wie soll ich Ihnen danken?

Der Stelzfuß. Stille jetzt vom Danke! Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihre Dienste brauchen werde; ich hoffe, Sie werden mir sie dann nicht versagen.

Der Graf. Ich wünschte, Sie von meinen dankbaren Gesinnungen überzeugen zu können.

Der Stelzfuß. Nun, Herr Graf, haben Sie nichts mehr zu besorgen; sie reisen ohne Gefahr. Ich verlasse Sie. — Ihre Pistolen sind nicht mehr mit Erbsen geladen. Leben Sie wohl, und nehmen Sie die Lehre von mir, nie den Menschen nach seinem Aeußern zu beurtheilen. -- Doch noch eins: Sie erhielten einst von ihrem Landesfürsten zween Ringe; haben Sie wohl solche noch?

Der Graf. Allerdings, in meinem Coffer aufs sorgfältigste verwahrt. Aber, Herr, wir wissen Sie von den Ringen?

Der Stelzfuß. Wie sollt' ich nicht? da ich solche Ihnen hier zu überreichen die Ehre habe. Leben Sie wohl. — Ein

Sprung aus dem Wagen, und der Stelzfuß entzog sich jedem Auge.

„Sonderbar! rief der Graf aus; der gestrige Vorfall, das Abentheuer mit diesem Menschen, die Wiedererhaltung der Ringe, die nur eine unsichtbare mächtige Hand aus meinem Coffer nehmen konnte, sind Ereignisse, denen ich auf den Grund zu kommen wünschte. Entweder umringen mich Betrüger, oder es umgeben mich höhere Mächte!"

Der Abend näherte. Der Graf sehnte sich nach Ruhe. Man blieb in dem nächsten Städtchen. Kaum war der Graf auf seinem Zimmer, als eine Taube ans Fenster kam, und mit den Flügeln an die Glasscheiben schlug. Der Graf, hiedurch aufmerksam gemacht, beobachtete die Taube genauer, und bemerkte, daß sie ein versiegeltes Briefchen im Schnabel hielt. Er öffnete das Fenster. Die Taube entflog nicht. Er nahm das Billetchen aus dem Schnabel der Taube; sie girrte, und hob sich in die Luft. Neugierig erbrach er es und las.

„Eilen Sie, Graf, zu ihrer Gattinn; sie ringet mit dem Tode. Säumen Sie keinen Augenblick; aus dem Munde der

Sterbenden werden sie wichtige Dinge vernehmen."

„Ihr Florentiner."

Der Graf wußte nicht, wie ihm geschah. Die Art, wie er diese schreckliche Nachricht erhielt, frappirte ihn eben so, als ihn die Nachricht selbst niederschlug. Ohne Zeitverlust machte er sich davon. Man fuhr Tag und Nacht, und in wenigen Tagen sah sich der Graf an der Seite seiner — leider schon verblichenen Gamahlinn. Ohngefähr eine Stunde vor seiner Ankunft war sie gestorben. Der Schmerz über diesen Todesfall hatte großen Einfluß auf den liebenden Gatten. Der Graf verfiel in eine heftige Krankheit, die ihn einige Monate verfolgte. Schon hatte es den Anschein, daß sie mit dem Tode enden würde. Ein fremder Arzt meldete sich im Schloße. Sein Aeußeres empfahl ihn so sehr, daß er ohne Anstand zu dem verlassenen Kranken geführt wurde. Er gab diesem einige Arzneyen, und es besserte sich mit dem Grafen. Körper- und Geisteskraft kehrten wieder. Jedermann bewunderte den Arzt. Der Graf wollte ihn nach Verdienst belohnen. Der Arzt verbot sich jede Belohnung. „Noch sind Sie nicht ganz hergestellt, sagte er:

eine kleine Landreise in meiner Gesellschaft wird Ihnen erst Ihre völlige Gesundheit geben.“ Der Graf reiste mit dem Arzte. Die Reise gieng zu einem Freunde des letztern. Man kam bey dunkler Nacht an. Der Freund des Arztes empfieng den Grafen mit ausnehmender Gefälligkeit. Nach Mitternacht erst begab sich der Graf zur Ruhe, und schlief einen erquickenden Schlaf. Ein Klopfen an der Thüre weckte ihn. Der Graf öffnete die Thüre, und — welch' ein Eindruck! Julie, seine Gemahlinn, blühend wie die Rose des Mays, stürzte in seine Arme. Schaudernd fuhr der Graf zurück. „Erschrecke nicht, mein Theurer sprach die Gräfinn, indem sie ihn sanft bey der Hand nahm, und diese auf ihr Herz drückte, erschrecke nicht; ich lebe wirklich, deine Julie lebt, ist dir wieder gegeben!“

„Nimm sie, keine feindliche Hand wird euch mehr trennen!“

Die Stimme war dem Grafen bekannt; er erwachte aus seiner Betäubung, blickte auf, und ein neues Erstaunen! — Der Florentiner stand an seiner Seite.

„Ja, Graf, fuhr er fort, keine feindliche Hand wird mehr Julien Ihnen entreissen wollen. — Lebt glücklich! Ihr

seyd

seyd einandar werth! Eure Tugend ist geprüft."

Mit innigster Zärtlichkeit drückte der Graf die wieder erhaltene Gattinn an seine Brust, dankte mit Blicken dem Florentiner, und überließ sich ganz den Empfindungen der Liebe und der Freundschaft. Erst nach einer langen Pause konnte er zusammenhängend sich ausdrücken. Tausend Fragen warf er auf, und wollte sie alle mit einemmale beantwortet wissen. Der Florentiner und die Gräfinn versprachen ihm vollständige Beruhigung, alsbald nur seine Seele gesammelter seyn würde. Der Graf verlangte seinen Arzt zu sehen. Der Florentiner lächelte, und versicherte den Grafen, der Arzt, und der Freund desselben wären beyde so eben abgereist, und es sey schlechterdings nothwendig, ihre Zurückkunft hier auf dem Schloße abzuwarten. Man gieng zum Frühstücke. Der Graf vermißte den Kammerdiener. „Seyn Sie unbesorgt, sagte der Marquis, er ist in Gesellschaft Ihres Arztes."

Das Frühstück ward eingenommen. Der Florentiner zog den Grafen ans Fenster, und schien ihm etwas von Wichtigkeit

sagen zu wollen. Doch ein ungewöhnliches Getöse, ein gewaltiges Getümmel auf dem Hofe des Schloßes unterbrach ihn. Ein Trupp bewaffneter Reuter und Fußvolk hatte den Hof besetzt. Zween Deputirte der Regierung traten mit Gerichtsdienern und Häschern herein. „Was ist das?“ fragte der Graf. „Danken Sie dem Himmel, Herr Graf, antworteten die Deputirten, daß Sie aus den Händen des größten Schwarzkünstlers und Zauberers gerettet sind!“ Bey diesen Worten ergriffen die Häscher den Florentiner, banden ihn, und schleppten ihn fort die Treppe hinab. Man lud ihn auf einen Wagen und fuhr mit ihm nach der Hauptstadt. Die Soldaten begleiteten den Wagen. Die Deputirten blieben noch im Schloße.

Der Graf. Meine Herren, zünden Sie mir ein Licht in diesem Dunkel an.

Der eine Deputirte. Sie verließen ihr Landgut mit einem Manne, der sich für einen Arzt ausgab —

Der Graf. Und mich auch wirklich dem Tode entriß.

Der andere Deputirte. Und Sie hieher nach diesem wüsten, seit Jahren unbewohnten Schloße brachte, um, Gott weiß, welch' ein Zauberwerk mit Ihnen zu beginnen.

Der erste Deputirte. Der den entseelten Körper Ihrer Gemahlinn aus der Gruft stahl.

Die Gräfinn. Und mich lebend wieder meinen Gatten gab. — O, meine Herren, wenn dieser Mann ein Zauberer ist, dann gehört er in die Klasse der guten!

Der andere Deputirte. Um Gotteswillen, Sie die Gräfinn von * *?

Der Graf. Es wird sich alles aufklären. Ich hoffe nicht, daß man sich übereilen wird. — Doch wie wußten Sie, daß ich mich mit diesem Manne, in diesem Schloße befinde?

Der erste Deputirte. Ihr Vater ward durch einen frommen Einsiedler unterrichtet, daß der Leichnam der verstorbenen Gräfinn im Sarge fehle, und daß ihn niemand anderer gestohlen haben könne, als dieser berüchtigte Zauberer, um so mehr, da er Sie mit demselben nach diesem Hexenschloße reisen sah. Auf die An-

zeige Ihres Vaters verfügten wir uns hierher.

Der Graf schwieg. In Gesellschaft seiner Gemahlinn und der Deputirten verließ er das Waldschloß. Erst jetzt sah er, daß es ein sehr verfallenes Gebäude war, das nur wenige bewohnbare Zimmer noch hatte, und hörte allgemein im Volke, daß es jezuweilen von einem Zauberer bewohnt würde, dem noch niemand beyzukommen im Stande gewesen wäre.

An der Grenze des Landgutes trennten sich die Deputirten vom Grafen. Froh war dieser, daß er Gelegenheit hatte, allein mit der Gräfinn sprechen zu können.

Der Graf. Theuerste, nun endlich sind wir uns einmal selbst überlassen. Sprich; meine Seele bedarf Licht in dem Dunkel, das sie umgiebt.

Die Gräfinn. In dem Winter, den du in Neapel durchlebtest, mein Gemahl, besuchte mich auf unserm Landgute ein gewisser Salvatori —

Der Graf. Ich erinnere mich des Namens; er war Leibarzt —

Die Gräfinn. Des Hauses Buonarotti in Neapel. Er kannte dich genau, und wünschte auch aus die-

sem Grunde mich kennen zu lernen. „Sie haben einen edlen Gemahl, Gräfinn, sagte er eines Abends zu mir, einen Mann, den ich im Innersten meiner Seele trage, dessen Freund ich bin, ohne daß er es selbst weiß. Einem schändlichen Antrage der Dame Buonarotti widerstand er, wieß mit Verachtung die Zudringlichkeit einer Person von sich, die kein Gefühl für Tugend und Ehre, nur Sinn für Wollustgenuß hat. — Man beschloß seinen Tod; nicht so sehr aus Rache als aus Furcht, verrathen zu werden. Eine Giftmischerinn von Metier, Namens Alberotti, Meisterinn in der Kunst, Tugend und Rechtschaffenheit zu lügen, und, unter der Maske der Freundschaft, die Rolle des Banditen zu spielen, übernahm es, ihren Gemal, würdige Gräfinn, zu vergiften. Venedig ward zur Ausführung dieses schändlichen Planes bestimmt; denn man wußte, daß sich mit dem kommenden Frühjahre der Graf dahin begeben würde. Doch befürchten Sie nichts. Noch eh' bin ich in Venedig, als der Graf, und Alberotti. Meine Reise von hier führet mich unmittelbar nach dieser Stadt. Dort erst soll er mich als seinen Freund kennen lernen. Indessen

warnen Sie ihn vor Alberotti. Versichern Sie ihn, daß ein Florentiner für ihn wache; schreiben jedoch nicht eher, als bis Sie Briefe aus Venedig von mir erhalten.

Der Graf. Ich bemerke, daß es dämmert in meiner Seele! Und weiter, meine Geliebte —

Die Gräfinn. Salvatori besuchte mich noch einmal, reiste ab, und wirklich erhielt ich Briefe aus Venedig von ihm, worinn er mir berichtete, daß er täglich mit dir als intimer Freund umgehe, alle deine Schritte beobachte, und Anstalten bereits bey der Polizey von Venedig in Hinsicht auf Alberotti getroffen habe. „Es ist Zeit, schrieb er, daß Sie nun auch selbst Ihren Gatten warnen.“ Ich that es, und zweifle nicht, daß du meinen Brief erhalten haben wirst.

Der Graf. Ich erhielt' ihn; doch zu spät wäre deine Warnung gekommen, hätte nicht der Florentiner mich eher gerettet. Doch davon in der Folge. Erzähle weiter.

Die Gräfinn. Du schriebst, daß du bald nach Deutschland rückkehren würdest. Ich freute mich wie ein Kind. Auch

Salvatori berichtete mir dasselbe, mit dem Zusatze, daß er deine Ankunft beschleunigen wolle. Eine Krankheit warf mich darnieder. Schon war ich von meinen Aerzten verlassen. Mit einemmale erscheint Salvatori. „Seyn Sie ruhig, Gräfinn, sagte er, Ihre Krankheit ist die Folge eines empfangenen Giftes, dem ich ein Gegengift entgegen setzen will. „Ich nahm Arzney aus Salvatori's Hand. Niemand wußte, daß er Arzt sey. In wenigen Tagen ward ich hergestellt. Salvatori fand nicht für gut, meine Herstellung bekannt werden zu lassen. „Man wünscht Ihren Tod, Gräfinn, sprach er voll Ernst zu mir: eine beleidigte verschmähte Buonarotti wirkt auch in Deutschland; Sie werden dem Tode nicht entgehen, außer Sie entschließen sich zu einem Mittel, das freylich seinem Aeußern nach Entsetzen erregt an, sich aber nichts weniger, als fürchterlich ist. Man will, daß Sie sterben, wohlan so sterben Sie scheinbar. Diese wenigen Tropfen versetzen Sie in einen todtenähnlichen Zustand. Sie schlafen. Man setzet Sie dem Familienbegräbnisse bey. Binnen 24 Stunden erwachen Sie. In dem Augenblicke des Erwachens bin ich

bey Ihnen, bringe Sie zu einem Freunde, wo Sie Ihren Gemahl aus meiner Hand erhalten sollen, den Sie außerdem nie mehr sehen dürften.“ Mit zitternder Hand nahm ich die Tropfen. Der Gedanke, mit dir mein Geliebter, vereinigt zu werden, gab mir Muth und Entschossenheit. Ich entschlief allmählich. Was nun mit mir vorgieng, weiß ich nicht. Im Familienbegräbnisse erwacht' ich. Salvatori stand an meinem Sarge. Es war eine finstere Nacht. Auf seinen Armen trug er mich aus der schauerlichen Wohnung der Tooten. Vor der Gruft wartete eine Kutsche unser. Wir fuhren nach dem Schloße im Walde. Salvatori übergab mich der Obsorge seines Freundes, und verließ noch an dem Tage unserer Ankunft das Schloß, mit der Versicherung, nicht eher wieder zu kommen, als bis er dich würde meinen Armen zuführen können. Bald erfuhr ich, daß du, hingerissen vom Schmerz über meinen Verlust, — denn meinen scheinbaren Tod dir zu entdecken, fand Salvatori nicht für räthlich, — du erkranktest; aber ich tröstete mich mit dem Vertrauen auf Salvatori's Kunst, und mit der feyerlichen Zusage, die er mir machte, dich,

sobald es nur deine Kräfte gestatten würden, an mein Herz drücken zu können. — So viel mein Theurer, weiß ich von Salvatori.

Manches hatte Julie dem Grafen in der Geschichte des Florentiners aufgeklärt; aber ungleich mehr blieb noch immer ein Geheimniß für ihn. Der Graf beschloß, sich nach der Hauptstadt der Provinz zu begeben, und daselbst für den Mann, der seine Liebe und Achtung besaß, sich mit Nachdrucke zu verwenden. Auf einen glücklichen Erfolg konnte er um so mehr rechnen, da Julie hinlänglichen Aufschluß zu geben vermochte, wie sie in's Leben wieder zurück gerufen worden, und welcher einfachen natürlichen Mittel der sogenannte Schwarzkünstler sich bey seinen Zaubereyen zu bedienen pflege. Die Reise gieng vor sich. Der Graf und Julie waren nicht sobald in der Hauptstadt eingetroffen, als man sie auch schon benachrichtigte, daß der Florentiner gleich nach dem ersten Verhöre entlassen, und der Zauberprozeß mit ihm als geschlossen angesehen worden wäre, daß der Marquis sich verpflichten mußte, das Gebiet ungesäumt zu verlassen, und solches nie mehr zu betreten. Mehr konnte

der Graf, aller Mühe ohngeachtet, nicht erfahren, so wenig es ihm gelang, irgend eine Nachricht von dem vermißten Kammerdiener einzuziehen. Sehr vergnügt war er darüber, daß es dem Florentiner glückte, der zu damaliger Zeit sehr strengen Zauberinquisition entgangen zu seyn, und tröstete sich mit der Hoffnung, vielleicht doch noch einst, das ganze Räthsel aufgelöst zu sehen. Nach Verlauf eines vollen Jahres erhielt der Graf ein Schreiben aus London. Ein flüchtiger Blick auf die Aufschrift des Briefes geworfen, ließ in ihn die des Florentiners erkennen. Hastig erbrach er das Siegel, las, rief seiner Gemahlin, las wieder, und — das Dunkel der Geschichte verschwand. Der Florentiner schrieb:

„Theurer Graf!"

„Erschrecken Sie ja nicht, wenn Sie von der Hand eines Zauberers, — denn dazu hat mich unser Zeitalter nun einmal gemacht — ein Schreiben erhalten. Denken Sie, daß es von Ihrem Freunde komme, dessen Pflicht es ist, Sie über gewisse auf Sie Bezug habende Handlungen von mir zu beruhigen; über Handlungen, die dem Manne vom gewöhnlichen Schlage eben so Zau-

derwerk zu seyn scheinen, als sie den Denker in Bewegung setzen. Ich werde manches überhüpfen, weil ich vermuthen kann, daß Ihre würdige Gattinn, Ihnen schon den Schlüssel dazu gegeben haben wird. Zur Sache!"

„Ich bin Arzt. Als solchen sahen Sie mich öfter in Neapel in dem Hause der Buonarotti. Man nannte mich Salvatori. Ihr männlich edles Benehmen gegen ein verworfenes Weib gefiel mir; ich beschloß, von dem Augenblicke an Ihr thätiger Freund zu seyn, und durfte nicht lange auf Gelegenheit warten, für Ihr Bestes zu wirken. Ich erfuhr, daß Buonarotti Ihren Tod in Venedig festgesetzt hatte. Sie wissen, Graf, von welcher Hand Sie das Gift in dieser Stadt erhalten sollten. Geschäfte riefen mich so eben nach Deutschland. Das Auge meiner Freunde wachte indessen in Neapel über sie. Ihr Kammerdiener, dessen Vertrauen ich zu gewinnen wußte, nannte mir das Landgut, auf welchem sich Julie aufhielt, und machte mich mit manchen Verhältnissen Ihres Hauses bekannt. Kaum war ich auf deutschem Boden, so eilte ich zu Ihrer Gemahlinn, insinuirte mich bey

ihr als der Freund ihres Gatten, entdeckte ihr den Anschlag auf Ihr Leben, Graf, und unterrichtete sie, wie sie sich hierinfalls zu verhalten hätte. Meine Freunde in Neapel schrieben mir, daß Sie binnen Monathsfrist in Venedig eintreffen würden. Ich reiste dahin. Da ich die Geschicklichkeit besitze, mein Aeußeres, meine Physionomie, meine Sprache, mit einem Worte, meinen ganzen äußern Menschen nach Willkühr zu verändern; so war es mir ein leichtes, von Ihnen unerkannt zu bleiben. Der Arzt Salvatori stand nun als Marquis v ** aus Florenz vor Ihnen. Sie beehrten mich mit Ihrer Freundschaft. Meine psychologischen Kenntnisse ließen mich bald in das Innerste Ihrer Seele blicken. Sie entdeckten mir Ihre Geheimnisse, ohne es selbst zu wissen. Ihr Kammerdiener, wie ich schon, gesagt habe, war mein Vertrauter. Ich fand an Ihnen einen Mann, der mir zur Ausführung eines großen wichtigen nun freylich vereitelten Planes der Geschickteste zu seyn schien, der aber doch noch von verschiedenen Seiten geprüft werden sollte, dieß war der Grund aller folgenden Albentheuer. Ich wußte, daß Sie leidenschaftlich das Spiel liebten. Es war nothwendig, Sie von dieser unseligen Lei-

denschaft zu heilen. Darum führte ich Sie in die Gesellschaft jener Venetianer, die Sie anfänglich gewinnen ließen. Man hatte nicht nöthig, die Volte zu schlagen. Ihre Leidenschaft riß Sie dahin; Sie gaben Blößen, und verloren alles. — Sie entfernten sich mit mir, schämten sich vor mir, der ich Sie gewarnt hatte, und fühlten die Verlegenheit ganz, in welcher Sie sich befanden. Dieß wollte ich. Die Venetianer, die schon lange vorher mein Billetchen an Sie in Händen hatten, übermachten auf der Stelle Ihren ganzen Verlust an den Kammerdiener, der ebenfalls schon vorhinein unterrichtet war, bey Ihrer Nachhausekunft vorzugeben, daß ich die Chatoulle selbst überbracht hätte. Es freute mich, als ich sah, daß ich durch diese Finte eine doppelte Absicht erreicht hatte. Sie spielten nicht mehr, und hielten mich für ein höheres Wesen, als die Menschenkinder gewöhnlich sind; und hieran war mir wo nicht alles, doch wenigstens sehr viel gelegen. —

Neapolitanische Briefe sagten mir, daß Alberotti bald in Venedig seyn würde. Ich zögerte keinen Augenblick, Ihrer Gemahlinn den Wink zu geben, daß es an der Zeit sey, Sie vor dieser Person

zu warnen, und traf bey der Polizey von Venedig die nöthigen Anstalten, die Giftmischerinn an der That zu ertappen. Gräfinn Julie schrieb an Sie. Der Brief war in einem andern an mich eingeschlossen, und blieb so lange in meiner Verwahrung, bis Alberotti eintraf, und Ihr Kammerdiener mir sagte, daß Sie bey ihr speisen würden. Jetzt erst bekam dieser Mensch Juliens Brief von mir. Sie begreifen, Graf, wie ich Sie vor Alberotti warnen, wie ich Ihnen melden konnte, daß Briefe von Ihrer Gemahlinn angelangt wären. Mein Plan forderte mich und Sie nach Deutschland. Mein Billet, worinn ich von Gefahr in Venedig sprach, sollte Sie spornen, und verfehlte seines Endzwecks nicht. Sie reisten. Nur wenige Stunden vor Ihnen war ich. Im Städtchen ** wollten Sie der Ruhe pflegen. Verkleidet harrte ich Ihrer schon am Gasthofe. Sie kommen. Während daß man Ihr Gepäcke nach dem Zimmer brachte, schlich ich mich in dasselbe, warf mich in die schauerliche Maske, in der Sie mich sahen, und wartete in einem Seitenkabinetchen das', seine Tapetenthüre dem Auge entzog, der Geisterstunde. Meine Spuckerey hatte zur Ab-

sicht, den Grad der Festigkeit Ihrer Seele auszuspähen. Ich muß Ihnen, mein Freund, das Zeugniß geben, daß Sie sich brav hielten. — Die Ringe, die ich Ihnen als Stelzfuß gab, vertraute mir Ihr Kammerdiener, so wie dieser es auch war, der die Pistolen auf mein Geheiß mit Erbsen geladen hatte. Man konnte nicht wissen, was Sie thun würden. Die Kerle, die ich still stehen machte, waren keine Räuber. Ich bezahlte im Walde arbeitende Bauern, und muß gestehen, die Pursche spielten ihre Rolle über meine Erwartung gut. — Im Städtchen wo Sie die Nacht über blieben, fand ich Briefe, daß Buonarotti durch einen reisenden Koch nach dem Leben Ihrer Gemahlinn trachte. Ich eilte zu Julien. Sie hatte schon wirklich Gift erhalten; doch als Arzt kenne ich Gegengifte, und entkräftete durch diese das empfangene. — Was jetzt geschehen, dieß mag Ihnen die Gräfinn erzählen. Das Brieschen, welches Ihnen die Taube brachte, sollte Sie abhalten, nach Frankfurt zu reisen. Die Taube war eine der Haustauben, die unter dem Fenster im Schlage ihre Jungen hatte. Der Kammerdiener fieng sie, und pickte ihr mit Pickwachs das Billetchen an

den Schnabel, und band sie mit einem Bindfaden an das Fenstergitter. Sie erblickten die Taube mit dem Billetchen. Es war was Ungewöhnliches. Ihre ganze Aufmerksamkeit ward auf diesen seltnen Briefträger gespannt. Sie sahen nichts, als dieses, öffneten das Fenster, nahmen das Papier aus dem Schnabel der Taube. Der neben Ihnen stehende Kammerdiener scheuchte sie auf, der Faden riß, sie entflog. Auf jeden Fall würde Ihnen eben dieser Frater Familias ein anderes Billetchen desselben Inhalts in die Hände gespielt haben. Desto besser, daß dieser Kunstgriff gelang; er hatte den Anstrich des Wunderbaren, und beschleunigte Ihre Ankunft am Landgute. An meiner Seite benetzten Sie mit Thränen den Leichnam Juliens. Gerne würde ich mich zu erkennen und Ihnen das Geheimniß veroffenbart haben, hätten es die Umstände zugelassen. Doch Julie mußte für todt gelten. Was jetzt geschehen, mag Ihnen die Gräfinn mittheilen. Zu meinem Verdruße wurden Sie krank, gefährlich krank. Ich hatte in der That große Sorgen, Sie wieder herzustellen. Doch es glückte mir, und ich führte Sie nach dem Schloße im Walde, wo sich mein

Freund

Freund aufhielt, und worinn wir, ohngeachtet der äußern Verödung einige Zimmer zu rechte machen ließen, um Julien vor der Verfolgung einer Buonarotti, zu schützen, bis man Sie Ihren Händen gegeben haben würde. — Der Einsiedler und Ihr Vater waren die Ursache meiner Gefangennehmung. Ich ahnte wohl was Arges, und darum habe ich auch meinen Freund und Ihren Kammerdiener von uns entfernt. Beyde sind gut versorgt, und ich freue mich, Sie, Bester Graf, und Ihre verehrungswürdige Gattinn den Nachstellungen einer schändlichen Buonarotti entrissen zu haben. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen nicht entdeckte, worinn mein Plan bestand; nun einmal kann er nicht ausgeführt werden, und da ist es wohl überflüssig, darüber Worte zu verlieren. Indessen versichere ich Sie, daß es ein Plan war, wobey weder Ihre, noch sonst eines Menschen in der Welt, Tugend und Rechtschaffenheit compromittirt worden wären. Leben Sie glücklich, und erinnern Sie sich freundschaftlich des Meisters in der schwarzen Kunst, der nichts weniger und mehr ist, als — der Arzt Salvatori."

Der Graf verschwieg sorgfältig die Auf-

hüllung des Geheimnisses, und der Florentiner galt lange Zeit in der Gegend für einen Erzzauberer. Wer immer die Gräfinn sah, behauptete, sie wäre durch Zauberkunst in's Leben zurückgerufen worden, so wie man auch dafür hielt, der Graf hätte seine Genesung eben einer solchen Kraft zuzuschreiben. In dem verödetem Schloße wollte man öfter Hexenversammlungen gesehen haben, und es gab manche, die sich einander im Vertrauen in die Ohren raunten, daß es wohl selbst mit dem Grafen und der Gräfinn nicht allerdings richtig stehen möge. — Der Graf hatte seine ganze Geschichte zu Papier gebracht. Nach seinem Tode, — Julie starb wenige Jahre vor ihm, — fand man die Handschrift. Auf dem Umschlage des Manuscripts standen folgende Worte:

„Für die Nachwelt."

„Ich lebte in einem Zeitalter, wo Dummheit, Aberglaube und Vorurtheile jeder Art herrschten. Ich hinterlasse meinen Nachkömmlingen eine Geschichte dieses finstern Zeitpunktes. Leicht hätte ich das Wunderbare und übernatürlich Scheinende in dieser Geschichte noch in meinen Lebenstagen aufhellen, und auf seine natürlichen

Ursachen zurückführen können; allein der Köhlerverstand würde mir nicht geglaubt, mich nicht verstanden haben. Darum blieb dieses Papier für die Folgezeit liegen, von welcher ich mir verspreche, daß sie Menschen hervorbringen wird, die, gehörig in der Religion unterrichtet, und mit den Grundsätzen einer gesunden Philosophie genährt, mitleidsvoll auf jene Opfer zurückblicken werden, die man vor ihnen dem Scheiterhaufen übergab, weil man sie für Hexen und Zauberer hielt. Ich läugne nicht, daß darunter Bösewichte waren, die ihre größere Naturkenntniß mißbrauchten; aber ich läugne, daß es je Hexen und Zauberer im eigentlichen Verstande des Wortes gegeben habe. Der Mann, der in meiner Geschichte erscheint, galt für einen solchen, und man wird einsehen, wie sehr man sich in ihm geirret hatte."

XVII.

Ein in Erfüllung gekommener merkwürdiger Traum.

Die Gemahlinn eines in königl. Französischen Diensten gestandenen, und vor dem Feinde befindlichen Offiziers, hatte durch einige Zeit keine Nachrichten von demselben erhalten. Sie war sehr bekümmert darüber, und gab den bangsten Vorstellungen Raum in ihrer Seele.

„Er lebt nicht mehr, der Geliebte meines Herzens!" sagte sie eines Abends zu ihrer Freundinn, die gekommen war, sie zu trösten und aufzuheitern. „Er lebt nicht mehr, der Einzige; die Hand des Feindes hat ihn getödtet; ich weiß es ge-

wiß. Vergebens mühen Sie sich, meine Beste, in dieses beklommene Herz Trost zu giessen; er lebt nicht mehr!“

Die Freundinn. Sie werden Ihr eigener Peiniger, Gräfinn; schaffen sich selbst Phantome des Schreckens, und schaudern dann zurück bey dem Anblicke derselben. Wie wissen Sie, daß Ihr Gemahl, daß der Geliebte nicht mehr lebt?

Die Gräfinn. Eine innere Stimme sagt es mir; eine Stimme, die unaufhörlich in meinem Herzen ruft! Er ist todt!“

Die Freundinn. Es ist die Stimme der besorgten Liebe, der Ruf einer auf's Tragische gestimmten und überspannten Einbildungskraft. — Wann schrieb Ihnen der Graf das letztemal?

Die Gräfinn. Seit zween Monaten habe ich keine Briefe von ihm; und das ist es, Freundinn, was mich drückt, was mich niederbeugt, foltert und ängstet. — Lesen Sie hier den letzten Brief des besten Gatten.

Die Freundinn. (liest.) „Meine Theure! Noch weiß ich nicht, wann es mir vergönnt seyn wird, dich an mein liebendes Herz zu drücken. — O, wie

sehne ich mich nach diesem Augenblicke der Wonne! — Oft weilt mein Auge auf deinem Bilde, das ich an meiner Brust trage, und überfließt von Thränen. Da küsse ich das Bild, und träume mich in deine Arme. — Wir stehen nicht fern vom Feinde. Es wird bald zu einem entscheidenden Treffen kommen. — Fürchte nichts, meine Liebe! Die Vorsehung wacht über uns, und ich hoffe, Sie wird mich erhalten. — Ich habe einen Freund von edler Denkart und starkem Gefühl. Oft sprechen wir Stundenlang von dir. Ich schildere ihm die Freuden unserer Ehe, und er empfindet mit mir. Wir dienen bey einem Regimente. — Ich muß schließen. Die Kriegstrompete schallt. Das Zeichen zum Aufbruche wird gegeben. Nächstens ein Mehreres. Ich küsse dich mit Inbrunst. Lebe wohl, recht wohl, und bete für deinen dich innigst liebenden Gemahl."

Die Gräfinn. was schließen Sie aus diesem Briefe?

Die Freundinn. Die Hand der Liebe schrieb ihn. Eine Empfindung greift in die andere. — Sie sind eine beneidenswerthe Gattinn, Gräfinn! Finden Sie vielleicht mehr in diesem Briefe?

Die Gräfinn. Wollte Gott, daß ich nur das fände! Mir scheint dieser Brief ein Abschiedsbrief, der Schwanengesang meines Gemahls zu seyn. Seine Zärtlichkeit schonte meiner; er wollte mir nicht entdecken, daß er hinziehe in den Kampf des Todes; aber er giebt es zu verstehen; es liegt deutlich in seinen Ausdrücken, daß seine Seele einen schweren Kampf kämpfte, als er die Worte niederschrieb. „Ich küsse dein Bild. — Wir sind nicht fern vom Feinde. — Es wird zu einem entscheidenden Treffen kommen. — Das Zeichen zum Aufbruche wird gegeben. Bete für deinen Gemahl!“ — — Ha, bey Gott, Freundinn, mein Gefühl trügt nicht! Das Regiment schlägt sich; er ist verwundet, todt! Wehe mir Unglücklichen!

Die Freundinn. Fassen Sie sich, Gräfinn! Legen Sie nicht mehr in die Ausdrücke des Briefes, als was wirklich Ihr Gemahl selbst darein legte. Das Regiment marschiert; was gewöhnliches bey Truppen, die im Felde stehen. Deßhalb kommt es nicht immer zu einem Treffen. Daß Sie schon zween Monate keine Nach-

richt haben, daran ist der Marsch, daran können hundert andere Umstände Schuld seyn. Vielleicht sind Briefe an Sie schon am Wege, und ich wollte wetten, Sie erhalten im kurzen welche. — Munter Gräfinn! Die Liebe zu Ihrem Gemahle macht es Ihnen zur Pflicht, sich ihm aufzubehalten. Der Gram ist Feind des Menschenlebens, er verzehrt. — Trösten Sie sich, Freundinn! der Graf kommt, und vielleicht eh' wir's vermuthen. Er denket ja schon an den seligen Augenblick, der ihn in Ihre Arme werfen wird. — Man spricht allgemein vom Frieden.

Die Gräfinn ward ruhiger. Doch ihre Ruhe dauerte nur wenige Tage. Es war in der dritten Nacht, nach dieser Unterredung, daß die Gräfinn mit lauter Stimme aus dem Schlafe ausrief: Gott! Gott, mein Gemahl!" Noch halb träumend sprang sie aus dem Bette; häufige Thränen vergossen ihre Augen; sie rang die Hände. Die Kammerjungfer, die im Nebenzimmer schlief, und durch die Bewegungen der Gräfinn gewecket ward, eilte herbey, und erschrack, als sie ihre Gebieterinn in einem Zustande fand, der jedes Herz zum Mitleid bewegen mußte.

„Was ist Ihnen widerfahren, gnädige Gräfinn?"

Die Gräfinn. O, Jeanette, ich sah ihn sterben! An einer Wunde starb er in den Armen seines Freundes, nannte meinen Namen, küßte mein Portrait, drückte es mit Empfindung an seine Brust, und verschied. O — Jeannette, wo ist das Ende meiner Leiden!"

Ein Strom von Thränen stürzt jetzt aus den Augen der Gräfinn. Ihr Herz schlug heftig. Die Sinne schienen sie zu verlassen. Ihre Kräfte schwanden dahin; sie sank ohnmächtig auf's Bette.

Jeanette schickte nach dem Arzte des Hauses und nach der Freundinn der Gräfinn. Beyde kamen Der Arzt verordnete Arzney. Mit Mühe brachte man sie der Gräfinn bey. Die Freundinn gieng nicht von ihrer Seite. — Als sich die Gräfinn folgenden Tages etwas erholt hatte, erzählte sie im Zusammenhange, was sie im Traume sah.

„In einem Gebüsche, unter einem Baume, lag mein Gemahl. Aus einer tiefen Wunde in seiner Brust quoll häufiges Blut. Ein Freund hielt ihn in seinen Armen, indeß ein Wundarzt die Wunde ver-

band. „Ich sterbe! rief der Graf, mit matter Stimme, ich fühle, daß die Wunde tödtlich ist. — — O, Henriette, so muß ich dich verlassen!“ — Bey diesen Worten griff er nach meinem Portraite, das an einem Seidenbande um seinen Hals hieng, riß es ab, küßte es mehreremale, drückte es an sein Herz, und gab es dem Freunde. „Eilen Sie, sprach er mit gebrochenen Worten, eilen Sie, sobald Sie können, zu Henrietten, mit diesem Bilde, mit diesem Ringe, schildern Sie ihr meinen Tod, meine Liebe für sie. In meinen Koffer finden Sie ein versiegeltes Paquet Schriften; ich beschwöre Sie, bringen Sie dieses in die Hände Henriettens.“ — Er wollte noch weiter reden; aber es gebrach ihm an Kraft. Durch Zeichen gab er zu verstehen, daß er dürste. Der Wundarzt holte aus einer nahen Quelle in seinem Hute Wasser. Der Graf trank. — „Henriette!“ stammelte er noch einmal, hob sich etwas von der Erde, that einen lauten Schrey, und — sank todt darnieder.“

Die Freundinn. In der That, ein fürchterlich lebhafter Traum; doch aber auch weiter nichts als Traum. Eine Da-

me von Ihrer Erziehung, von Ihrem Verstande, weiß hierüber zu urtheilen.

Der Arzt. Und das Feuer der Imagination durch die kältere Vernunft zu mäßigen.

Die Gräfinn schwieg, betrug sich äußerlich ruhig; aber um so heftiger tobte es im Innersten ihrer Seele. Man unterließ nichts, was zur Besänftigung des stürmenden Gemüthes beytragen konnte. — Die Nachricht, der Friede sey so viel als geschlossen, wirkte am meisten auf die Gräfinn. Sie tröstete sich damit, entweder ihren Gemahl zu sehen, oder doch wenigstens, nähere Auskunft über sein Schicksal zu erhalten. Verschiedene Offiziere kamen von der Armee an, und alle versicherten, daß der Graf noch lebe. Sie blühete wieder auf, nahm wieder Theil an den Vergnügungen des Lebens, und schien den Traum für ein Spiel ihrer Einbildungskraft zu halten.

„Ich will die Scene des Todes malen, sagte sie zu ihrer Freundinn, und das Bild meinem Gemahle zum Geschenke machen. Der Gegenstand verdient es. Sie malte eine ländliche Gegend. Unter einem schattigten Baume, nicht weit von einer

Wasserquelle, blutete der Graf in den Armen seines Freundes. Sein Blick war auf ein Portrait geheftet, das er in seiner Linken hielt, dem Freunde überreichte, während das seine Rechte ihm zur Stütze diente. Der Wundarzt hielt ihm einen Hut mit Wasser vor. Der Graf schien trinken zu wollen; aber kraftlos sinket er im selbigen Augenblicke zur Erde. Das Bild machte der Kunst der Gräfinn wirklich Ehre; es war ein Meisterstück der Miniaturmalerey. Besonders hatte sie sich viel Mühe mit den Gesichtern des Freundes und des Wundarztes gegeben. Sie betheuerte, daß sie so und nicht anders ausgesehen haben.

Nicht lange hierauf geschah es es, daß sie mit ihrer Freundinn dem öffentlichen Gottesdienste in der Hauptkirche des Ortes beywohnte, und einen Offizier erblickte, der ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. „Er ist es! Es ist der Freund meines Gemahls!“

Die Freundinn. Wer, meine Beste?

Die Gräfinn. Jener Offizier dort linker Hand am Seitenaltare.

Die Freundinn. Bey Gott,

viel Aehnlichkeit mit dem Portraite in Ihrem Gemälde!

Die Gräfinn. Wir wollen vor der Kirche seiner warten.

Der Gottesdienst endete. Der Offizier gieng. Auf dem Fuße folgte ihm die Gräfinn nach. Vor der Kirchthüre stießen beyde an einander.

Die Gräfinn. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich so unbescheiden bin, eine Frage an Sie zu thun. Sie haben außerordentlich viel Aehnlichkeit mit einem Manne, der mich interressirt. Sind Sie nicht vom Regimente * * ?

Der Offizier. Ja, Madame, von diesem Regimente bin ich. Doch Frage gegen Frage, heissen Sie nicht die Gräfinn von * * ?

Die Gräfinn. So heißt der Name meines Gemahls. Doch wie kennen Sie mich, mein Herr?

Der Offizier. Ich freue mich, Gräfinn, in Ihnen die würdige Gattinn, meines Freundes verehren zu können. Ich kenne sie aus ihrem Portraite, und war eben daran, Ihre Wohnung in dieser Stadt aufzusuchen.

Die Gräfinn bot dem Offizier einen Sitz in ihrem Wagen an.

Die Gräfinn. Mein Gemahl schrieb mir viel Rühmliches von Ihnen.

Der Offizier. Ich wünschte, daß ich ihm wesentlichere Dienste hätte leisten können. — Gräfinn, ich habe Aufträge an Sie.

Die Gräfinn. Wahrscheinlich vom Grafen. Kommt er bald?

Der Offizier. Er liebt Sie außerordentlich, und ich finde, daß er volle Ursache dazu hat.

Man kam in der Wohnung der Gräfinn an. Vor Ungeduld brannte diese zu erfahren, welche Aufträge der Offizier an sie haben würde. Er nahm seine Brieftasche hervor, übergab der Gräfinn ein Paquet Schriften, dann einen Ring und ihr Portrait.

Die Gräfinn. Heiliger Gott, er ist todt!

Der Offizier zuckte die Achseln. Die Gräfinn sank in Ohnmacht. Man holte den Arzt, und brachte die Kraftlose nach ihrem Schlafgemache. Die Freundinn der Gräfinn zeigte dem Offizier das Gemälde.

Der Offizier. (ganz erstaunt.)

Unbegreiflich! Es ist die Scene seines Hinscheidens.

Die Freundinn. Gewalt von der Hand der Gräfinn.

Der Offizier wußte nicht, was er urtheilen sollte, als ihm die Freundinn den Traum erzählte, jeden Umstand schilderte, die Worte des Sterbenden wiederhohlte. „Alles trifft überein: sagte er, — der Traum ist merkwürdig! Ich zweifle, ob man ihn aus natürlichen Ursachen erklären kann.“

Bey diesen Worten des Offiziers trat der Arzt aus dem Kabinete der Gräfinn, und fiel ein:

„Merkwürdig, auffallend ist dieser Traum allerdings, aber immer noch aus psychologischen Gründen erklärbar.

Der Offizier. Ich bin neugierig, Ihre Erklärung zu hören, mein Herr.

Der Arzt. Die Gräfinn liebte mit ungemeiner Zärtlichkeit ihren Gatten, und hat eine äußerst lebhafte Einbildungskraft. — Vor einigen Monaten erhielt sie den letzten Brief vom Grafen, worinn er ihr berichtete, daß es wohl bald zu einem Angriffe kommen dürfte, daß er so eben mit dem Regimente dem Feinde näher rückte,

und schloß endlich damit, daß er ihr mit starker Empfindung ein Lebewohl wünschte, und sich in ihr Gebet empfahl. Auch geschah Meldung von Ihnen, mein Herr, in diesem Briefe. — Genug für die liebende empfindsame Gräfinn, sie in Besorgniß zu setzen, genug für ein heftig wirkende Imagination, sich Gefahren zu erträumen, und mit dem Pinsel der Phantasie eine ländliche Gegend zu malen, wo der verwundete Graf, unter einem Baume, in den Armen seines Freundes, und unter den Händen eines Wundarztes mit dem Tode ringet, den Namen Henriette stammelt, ihr Portrait küßt, Ring und Schriften dem Freunde überreicht, mit der Bitte, den Nachlaß der Wittwe zu überbringen; denn alles dieß sind Umstände, die nach dem Associationsgesetze der Ideen leicht bildlich der Seele vorgestellt werden können. Ein Offizier, der im Felde ist, der vor dem Feinde steht, ist der Verwundung ausgesetzt. Die Idee der Verwundung ist mit der Idee des Todes verwandt. Ein verwundeter Krieger hat nicht die Bequemlichkeit des Friedens, er muß oft lange im freyen Felde bluten, und es ist eine Wohlthat, wenn er unter dem Schatten eines Baumes einstweilen ruhen

hen und mit einem Trunk Wasser seinen Durst stillen kann. Doch Wundärzte sind immer bey der Hand, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn der Verwundete einen Freund hat, dieser ihm in der Noth beyspringen, ihn nicht verlassen wird. Sehen Sie, mein Herr, wie zusammenhängend diese Ideen alle sind, wie eine die andere erweckt, sich eine an die andere schließt, und alle zusammen ein ganzes machen. Der Traum der Gräfinn war also schon entworfen, eh' sie noch träumte. Täglich mit dergleichen Vorstellungen, freylich noch nicht in dieser Verbindung, doch mit jeder einzeln beschäftigt, gab sie ihnen immer mehr Stärke, immer mehr Lebhaftigkeit, bis sie endlich die vollständige Reife erreichten, im Traume von der Phantasie in ein Ganzes gesammelt werden zu können. Daß die Gräfinn das Portrait, den Ring dem Freunde übergeben sah, daß sie den Grafen von einem Paquet versiegelter Schriften sprechen hörte, ist nichts außerordentliches; sie wußte ja von allen diesen Sachen, und konnte sich leicht denken, daß, wenn der Gemahl sterben sollte, er solche sicher den Händen eines treuen Freundes anvertrauen würde. Daß sie die Gegend, wo der Graf starb,

genau geschildert, Sie und den Wundarzt eben so richtig getroffen, und den Umstand mit dem Hute voll Wasser so richtig angegeben habe, ist nichts als Zufall, der seiner Seltenheit wegen allerdings merkwürdig ist.

XVIII.

Die Charlatans der neuesten Zeiten. — Mesmerscher Magnetismus. — Der Geisterbanner Schröpfer in Leipzig.

Auch in unsern Tagen fehlt es nicht an Marktschreyern, die durch astralische Salze, Goldtincturen, Wunder- und Luftsalzessezen, himmlische Betten und magnetische Zauberkräfte den Lauf der Natur zu hemmen vorgeben. Der Graf St. Germain wollte die Welt überreden, daß er einen Thee bereite der dem Tode Trotz bietet. Man glaubte ihm, und bezahlte ein alltägliches Gemische von Sandelholz, Senesblättern und Fenchel mit schwerem Gelde. Cagliostro's

Lebenselixir wurde beynahe angebetet, obschon es bloß ein hitziges den Hoffmannischen Tropfen nicht unähnliches Fluidum war. Aber ein Charlatan hatte es empfohlen, und der Pöbel ließ sich bethören. Die Wunderkraft des Magnetismus blieb Jahrelang ein Gegenstand des allgemeinen Staunens, bis man endlich fand, daß Imagination, Nervenreiz und Sinnlichkeit die Ursachen jener Wirkungen waren, welche sie hervorbrachte. Ein Bankerut gewordener, aber schwärmerischer und wahrscheinlich nicht sowohl von unsichtbaren Kräften, als von unsichtbaren Obern geleiteter Arzt, Mesmer theuern Andenkens, fiel auf den Gedanken, künstliche Magnete zu verfertigen, und diese als souveraine Mittel gegen eine Menge von Krankheiten, Lähmungen, Gichtflüsse, Zahnweh, Kopfschmerzen u. d. gl. zu verkaufen. Da er merkte, daß dieß glückte, so gieng er weiter, und versicherte, daß er nun gar keine künstlichen Magnete mehr nöthig hätte, sondern daß er selbst der große Magnet sey, der die Welt magnetisiren sollte. Seine eigene Person war so mit magnetischer Kraft angefüllt, daß er durch Berührung, durch Ausstreckung seines Fingers, ja durch

bloßes Anschauen dieselbe andern mittheilen zu können behauptete. Er führte Beyspiele von Personen an, die durch Berührungen von ihm, ja durch seine bloßen Blicke, versicherten Empfindungen bekommen zu haben, als wenn man sie mit einem Stock oder mit einem Eisen geschlagen hätte. Diese sonderbare Kraft, — das Kind mußte ja doch einen Namen haben, — nannte er nun thierischen Magnetismus, und vereinigte unter dieser seltsamen Benennung alles, was der Menschheit am meisten am Herzen liegt, Weisheit, Leben und Gesundheit, die er dadurch nach Belieben mittheilen und verbreiten zu können vorlog. Da man das Unwesen nicht länger in Wien dulden wollte, so gieng er nach Paris, und hier nahm es nun seinen rechten Anfang. Er hatte erstaunlichen Zulauf; alles wollte von ihm geheilt seyn; alles wollte nun einen Theil seiner Kraft mitgetheilt haben, um auch Wunder wirken zu können. Er errichtete eigene geheime Gesellschaften, wo ein jeder Novize 100 Louisd'ors erlegen mußte, und äußerte endlich ganz laut, daß er der Mann sey, den die Vorsehung zum großen Erneuerungsgeschäfte der so sichtbar hinwelkenden menschlichen Natur erwählt

habe. Zum Beweise stehe hier ein Zuruf, den er durch einen seiner Apostel an's Publikum ergehen ließ. „Seht eine Entdeckung, — nämlich den thierischen Mognetismus, — die dem Menschengeschlechte unschätzbare Vortheile und ihrem Ersinder ewigen Ruhm, — leider — bringen wird! Seht eine allgemeine Erneuerung! Andere Menschen werden die Erde bewohnen; sie werden durch keine Schwachheiten in ihrer Laufbahn aufgehalten werden, und unsere Uebel nur vom Hörensagen kennen! Die Mütter werden weniger von den Gefahren der Schwangerschaft und den Schmerzen der Geburt leiden, werden stärkere Kinder zur Welt bringen, welche die Thätigkeit, Energie und Anmuth der Urwelt erhalten werden. Thiere und Planzen, gleich empfänglich für die magnetische Kraft, werden frey von Krankheiten seyn. Die Heerden werden sich leichter vermehren, die Gewächse in unsern Gärten werden mehr Kräfte haben, und die Bäume schönere Früchte geben. Der menschtiche Geist, im Besitze dieses Wesens, wird vielleicht der Natur noch wunderbarere Wirkungen gebieten. — Wer kann wissen, wie weit sich sein Einfluß erstrecken wird!"

Man sollte glauben, einen Traum aus dem tausendjährigen Reiche zu hören. Und diese ganzen pompösen Versprechungen und Aussichten verschwanden plötzlich, als eine Commission, an deren Spitze Franklin stand, das Wesen des Magnetismus genauer untersuchte. — Der Nebel zerstreute sich; es ist nun von dem ganzen Blendwerke weiter nichts übrig geblieben, als die animalische Electricität, und die Ueberzeugung, daß solche durch gewisse Arten von Streichen und Manipuliren des Körpers in Bewegung gesetzt werden kann, aber gewiß ohne Beyhülfe von Nervenschwäche und Schwärmerey nie jene wunderbare Phänomene hervorbringen wird.

Der Geisterbanner Schröpfer in Leipzig trieb lange seinen magischen Unfug, und ward Ursache der traurigsten Folgen von seiner Charlatanerie. Mir ist ein Beyspiel bekannt, daß ein junger Graf, ohngefähr vor neunzehn Jahren, zu dem Manne reiste, und seine kürzlich verstorbene Gemahlin zu sehen verlangte.

Schröpfer, der hier auf eine ansehnliche Belohnung rechnen konnte; benützte die Schwäche des Grafen, setzte seine ohnehin schon äußerst lebhafte Einbildungskraft

vollends in Flammen, bediente sich der magischen Laterne, der Hohlspiegel und betäubender Rauchwerke, und zeigte dem schwärmerischen jungen Wittwer ein Gemälde eines Geistes. Der Graf glaubte wirklich, die Verstorbene gesehen zu haben. Seine Schwermuth bekam neue Nahrung. Er verließ Leipzig, eilte auf sein Landgut, wo die Verblichene der Familiengruft beygesetzt war, befahl den Sarg zu eröffnen, stürzte auf den moderenden Leichnam hin, und verfiel in einen Seelenzustand, der seinem Verstande Gefahr drohte, der sich täglich verschlimmerte, und endlich damit endete, daß sich der Bedauerungswürdige in einem Anfall der Melancholie den Hals abschnitt, und unter den entsetzlichsten Schmerzen starb.

XIX.

Die Vampiren oder Blutsauger. Der Alp.

Man wird sich noch jenes Zeitpunktes erinnern, wo der Glaube an Vampiren oder Blutsauger herrschte. Man hielt nämlich dafür, das es gewisse Verstorbene gäbe, die in dem Schooße der Erde nicht ruhen können, die ihre Gräber durchbrechen, und den Lebenden zur Nachtzeit im Schlafe das Blut aussaugen. Man wies blaue Flecken am Körper den Ungläubigen zum Beweise, daß ein Blutsauger seine Visite abgelegt, und seinen Durst auf diese fürchterliche Art gestillet habe. Man ver-

sicherte, daß man dergleichen Verstorbene oft ausgegraben, und ihren Mund vollgeronnenen Blutes gefunden hätte; und daß sie nicht anders im Grabe zurückgehalten werden könnten, als wenn man sie mit einem eisernen Pflocke oder Spieße, der durch ihren Leib gienge, an die Erde befestigte. Es brauchte Jahre, bis man von diesem Glauben geheilt und belehrt werden konnte, daß die blauen Flecken von einem Drucke im Schlafe, von einer Stockung der Säfte, von einer Stagnation des Blutes herrühren; daß der Lebende, der einen Blutsauger auf sich liegen zu haben wähnte, geträumt habe, und daß die Todten, die man ausgrub, und mit geronnenem Blute bezeichnet fand, Kranke von der Art waren, von denen man nach dem Tode durch ein innere Bewegung im faulenden Körper einen Klumpen Blutes durch diese oder jene Oeffnung des Leibes ausgeworfen wird. Hieher gehöret auch der bekannte Alp, die Trute, ein Uebel, das man für den Teufel selbst hielt, und das im Grunde nichts anders ist, als das beschwerliche oft schmerzhafte Gefühl eines gehinderten Athemholens.

XX.

Wundersieg der Römer über die Markomanen im Marchfelde, im Jahre nach Chr. Geburt 174.

Mark-Aurel, dieser vortrefliche römische Kaiser, dessen Namen die Geschichte mit Hochachtung nennet, war es, der die Markomanen, Quaden und Sarmaten, in Verbindung mit noch andern deutschen Völkern, zu seinen Feinden hatte. Es war eine fürchterliche Macht, vor welcher das römische Reich erzitterte. Wo sie einfielen, verheerten und verwüsteten sie alles. Von ihrer täglich zunehmenden Stärke, war für

Rom die traurigste Zukunft zu befürchten. Mark-Aurel faßte daher den Entschluß, den Feind in eigener Person anzugreifen, und ihn an den Ufern der Donau, in dem heutigen Oesterreich, zu schwächen. Obschon das Heer des Kaisers Wunder der Tapferkeit that, so war es dennoch nicht im Stande, den Markomanen und ihren Verbündeten hinlänglichen Widerstand zu leisten. Vier volle Jahre hatten die Römer bereits gefochten, und noch keinen Vortheil errungen; ja sie sahen daß sie mit jedem Feldzuge schwächer und ohnmächtiger wurden." Es ist Zeit" sagte Mark-Aurel, daß wir die Geisel, die uns so empfindlich züchtigt, von uns abwenden; lasset uns in diesem fünften Jahre beweisen, daß wir noch nicht aufgehört haben — Römer zu seyn. Noch ist unsere Kraft nicht ganz dahin; lasset sie uns auffordern und dem Feinde das Glück mit Gewalt entreissen, das seinen Tritten folgt! Der Römer siege, oder er sterbe! „Die Markomanen hatten sich im Marchfelde gelagert. Der Kaiser zog ihnen entgegen. Die Feinde wichen; der Muth der Römer wuchs, und verfolgte die Weichenden, aber leider nicht zu seinem Besten. Mark-Aurel befand sich in ei-

ner Gegend, wo es an einem der ersten Bedürfnisse eines Heeres gänzlich gebrach. Eine lange anhaltende Dürre machte jede Quelle versiegen, es mangelte am Wasser, Mann und Roß quälte der heftigste Durst, und entkräftete beyde. Die Markomanen umringten die Römer, und machten es ihnen unmöglich, sich aus dieser verderblichen Lage zu retten. Die heißen Strahlen der Sonne versenkten jedes Gewächs. Wo noch ein Bächlein war, das vertrocknete; Krankheiten gesellten sich dazu. Menschen und Thiere verschmachteten. Die Feinde dagegen hatten eine Gegend im Besitze, wo sie noch hinlänglich mit Wasser versehen waren, und beschlossen, das römische Heer zu keiner Schlacht, welche demselben jetzt eine wahre Wohlthat gewesen wäre, aufzufordern, sondern solches seinem Schicksale zu überlassen, und durch Durst und Hitze zu überwinden. Schon waren fünf Tage in diesem Elende verflossen, schon hatte die Noth ihre höchste Stufe erreicht, und Verzweiflung sich der Soldaten bemächtigt, — und noch leuchtete kein Strahl von Hoffnung, daß ein erquickender Regen aus den Wolken fallen würde. Mark-Aurel vergoß Thränen bey dem Anblicke seines

Heeres, das mit dem schrecklichsten Leiden kämpfte, und ohne Rettung verloren war. Ein Prätor trat zu ihm. „Kaiser, sprach er, unausweichlich ist unser Verderben; Menschenhülfe ist hier nicht zu erwarten; unsere Götter haben uns verlassen, bloß der einzige Gott der Christen ist noch übrig. Eine christliche Legion haben wir im Heere; erlaube daß sie auf ihre Kniee falle, und diesen Gott, auf den sie so sehr vertrauet, im Gebete anrufe." — Der Kaiser billigte den Vorschlag des Prätors. Die Legion betete, betete mit Inbrunst, und siehe, schwarze Wolken umzogen den Himmel, ein starker Wind erhob sich, trieb das Gewölke zusammen, und ein dichter anhaltender Regen fiel hernieder, während daß auf der Seite der Feinde entsetzliche Blitze niederstürzten, tödteten und zündeten. Die Römer fiengen mit ihren Schilden und Helmen das Wasser auf, und labten sich damit. Die Markomanen badeten in einem Feuermeere. Bey den Römern ertönte Freudengeschrey; unter den Markomanen fürchterliches Geheule. Ihr Lager brannte, die Kleider an ihren Leibern verzehrten die Flammen, die Blitze schmetterten sie todt zur Erde. Der größere Theil

übergab sich der Gnade der Römer. Die Fliehenden wurden von diesen verfolgt und aufgerieben; die Römer hatten gesiegt.

Mark-Aurel wurde von diesem Tage an erklärter Freund der Christen, und brachte es bey dem römischen Senate dahin, daß alle Verfolgungen gegen sie eingestellt, und ihnen manche Rechte und Freyheiten eingeräumt worden sind.

Es gab unter den Heiden welche, die behaupten wollten, ein Egyptischer Zauberer habe den wohlthätigen Regen für die Römer, und die tödtenden und verheerenden Blitze für die Markomanen bewirkt, aber der vernünftige Heide verlachte diese Behauptung, und obschon er die Möglichkeit begriff, daß es nach mehrern heissen und trockenen Tagen zugleicher Zeit auf der einen Seite einer Gegend regnen könne, indeß es auf der andern blitzt und donnert, so läugnete er dennoch nicht, daß diese Wirkung auch das Gebet der Christen habe hervorbringen können.

Der Dichter Claudian besingt die mißliche Lage der Markomanen also:

Laus ibi nulla ducum: nam flammeus
imber in hostem

Decidit: Hunc dorso trepidum fumante ferebat
Ambustus Sonipes: Hic tabescente solutus
Subsedit Galea, liquefactaque fulgure cuspis.
Cauduit, et subitis fluxere vaporibus enses.
Tunc contenta polo, mortalis nescia teti
Pugna fuit. — — — —

XXI.

Einheer, der Riese aus Schwaben. — Paar Worte über die Riesen.

Unter dem Heere Karls des Großen befand sich ein Schwabe von außerordentlicher Größe und Stärke. Man nannte ihn den Riesen Einheer, weil er, wie die Legende der Vorzeit versichert, so viel Kraft besessen haben soll, als ein ganzes Kriegsheer. — In der That, unsere guten Vorfahren wußten sich ziemlich stark auszudrücken! Dieser Riese nun zog mit dem Kaiser nach Oesterreich gegen die Hunnen und Avaren. Tausende flohen vor seinem Blicke. Streckte er seinen Arm aus,

so fiel immer zitternd und bebend ein ganzes Regiment zur Erde mit Mann und Roß. That er einen Schritt, so zertrat er die Feinde wie Ameisen. Die tiefsten Flüsse waren für ihn nur kleine Bäche. Er konnte über keine Brücke gehen; denn die festesten Balken brachen unter seinem Tritte. Als Einheer unter die Hunnen kam, mähete er sie mit seinem Schlachtschwerdte wie das Gras mit einer Sense nieder, steckte die Erschlagenen auf seinen Spieß, und trug sie, wie Hasen und Vögel, nach Hause, streifte das Wildpret, wie er es nannte, vom Spieße, und holte sich frisches. Als er wieder bey den Seinigen in Schwaben eintraf, fragte man ihn, wie es zugegangen wäre im Kriege. Einheer antwortete lachend:

„Was soll ich von den Fröschen sagen! Dutzendweise hob ich sie aus dem Grase, und warf sie zur Seite! sie quakten; aber ich hielt es der Mühe nicht werth, auf das Gequake zu achten."

Wahrscheinlich wird dieser Einheer ein Abstämmling des Riesengeschlechts gewesen seyn, das einst den Olymp belagert hatte?

„Wie! Sie bezweifeln das Daseyn der Riesen?"

Kann mir einmal nicht helfen; Riesen und Zwerge, als Völker, als Nation betrachtet, sind und bleiben mir Dichtungen der Vorwelt. Daß es große und zwar sehr große, kleine und zwar sehr kleine Menschen gegeben habe, läugne ich nicht; aber nie machten sie ein Volk aus, und sind als Mißgeburten zu betrachten, die man hie und da einzeln gefunden hat; denn ich nenne auch das Mißgeburt, was in dem Reiche der Geschöpfe über die gewöhnliche Größe weit hinaus reicht, oder zu tief unter derselben ist. Man hat lange Zeit die Patagonen für Riesen gehalten, und uns überreden wollen, daß sie bis in die Wolken hinauf ragten. Neuere Reisende besuchten diese Giganten, und fanden sie — kaum etwas größer, als gut gewachsene Menschen bey uns, und diese waren die größten der Nation.

„Aber hat man nicht Menschenknochen von ungeheurer Größe ausgegraben?" Knochen hat man freylich ausgegraben, die sehr groß waren; aber es zeigte sich, daß sie Gerippen von Pferden und Rennthieren angehörten.

XXII.

Die Kunst alt zu werden; oder: Der Wanderer Nobs in England. (Keine Zaubergeschichte.)

Die Jugend der Grafschaft Kent in England horcht immer hoch auf, wenn man den alten Nobs nennet. Ihre Väter schon pflegten ihnen von diesem Wundermanne zu erzählen, dessen ganze Lebensart so regelmässig war, wie der Schattenweiser einer Sonnenuhr. Von einer Zeit zur andern ließ sich zu gewissen Stunden die ehrwürdige Gestalt sehen. Man sah ihn mitten in den Hundstagen am jähen Hügelhange arbeiten, mitten im Winter eisigte Berge hinanklet-

tern; lässig zugeknöpft im herbsten Froste, und trotzend dem ehernen Nordsturm, umherwandern, und, bis an die Hüften entblößt, sich durch Schnee seine Wege bahnen, und gegen die dumpfe neblichte Luft anrudern. Sein gewöhnlicher Spaziergang gieng nach dem Gipfel eines Hügels, den er stets in einer bestimmten Zeit erreichte; und Nobs rühmte sich, er habe nicht weniger als 40 000mal die Schritte gezählt, so er zu dieser Wallfahrt brauchte. Zu Highgate trank er dann bedächtlich seine einzige Bouteille, sah eine Stunde hinab in's dampfige Thal, und trug sich hernach ganz ruhig wieder nach Hause. Jede kleinste Krümmung des Weges war ihm bekannt, und er wußte, ohne niederzusehen, wo er den Fuß aufheben müsse, um über einen Stein hinwegzuschreiten. Den Weg fand er mit verbundenen Augen, und wär' er auch ganz blind gewesen, so hätte man ihn eben so wenig fünf Schritte über das Thor der Herberge hinausführen können, als der arbeitende Hund, der das Wasser aus dem Brunnen zieht, weiter gepeitscht werden kann, wenn der Eimer den Rand erreicht hat.

Jedermann auf dem Wege kannte den alten Nobs, und Nobs kannte jeder-

männiglich. Er grüßte freundlich nach allen Seiten hin; aber selbst die älteste Bekannschaft hätt' es nicht über ihn vermocht, irgendwo einzusprechen, und Erfrischung zu sich zu nehmen. Nie erlaubte er sich früher zu trinken, als bis er seinen Krug voll durch das bestimmte Tagewerk verdient hatte.

Alle Bewohner der Gegend liebten ihn. Der Harmlose ist derjenige Charakter, mit welchem sich alle Menschen am liebsten vertrugen, und eben das war er im höchsten Grade. Er hatte seine Eigenheiten, aber sie belustigten und die ganze Gegend schien einen gemeinschaftlichen Verlust erlitten zu haben, als ihn der Tod hinwegraffte.

Für jedes Haus, für jede Hütte am Wege hatte er seinen Gruß, der jedesmal der Person angepaßt war. Keine seiner Redensarten beleidigte; denn man nahm sie so, wie er sie meinte, also hieß es: Nobs geht fürbaß."

„Aufgeschürzt!" war sein Wort, wenn er am Milchlager vorbey gieng; worauf die rothbackigten Mädchen erwiederten:"

„Guten Spaziergang, Meister!" Gieng er am Schneider vorüber, so sagte er mit

gutherzigem Kopfnicken; „Putz 's Licht!" und die Antwort: „Wart' alter Schalk." Am Pappelhof schlug er auf die Hundshütte, und wedelnd begegneten ihm die arglosen Thiere. Am Pfarrhause nahm er die Mütze ab, und sang je und je ein andächtiges „Amen!" Es war bloß ein zweysylbiges Wort, aber es drückte die ganze Verehrung des guten Mannes für die Religion aus. — Kaum daß ihn der Regen von seinen Wanderungen abhalten konnte; selbst alsdann spazierte er in Gedanken nach Highgate. Er machte nämlich aus seinen zwey Stunden nur eine, und trat zur gesetzten Zeit seine Wallfahrt an. Da er wußte, wie viel Schritte dazu erforderlich waren, so gieng er durch beyde Zimmer auf und nieder, bis die Zahl voll, und soweit das Tagewerk vollbracht war. Aber wie stand es mit den verschiedenen Nationen? wird man fragen. Die wurden nicht übergangen. Hatte er so viele Schritte gezählt, als zum Milchlager erforderlich waren, so rief er: „Aufgeschürzt!" waren die Schritte zum Schneider genug, so rief er sein Top! Am Pappelhof schlug er statt der Hundshütte auf den Tisch; und wenn er sein

Amen gesagt hatte, so schüttelte er sich eben so freudig, als befände er sich am Ziele seiner Wanderschaft. Auf dieser Zimmerreise sah er in der Einbildung, jeden Winkel, der ihm auf der wirklichen vorkam. Auf der Brücke umduftete ihn das frische Heu. Er hob seine Füsse höher wenn er im Geiste an den Hügel gekommen war. Im Hintergrunde des Zimmers wurden zween Stühle neben einander gestellt, über welche er hinüberstieg, wenn er glaubte, daß er an einen Zaun käme. Er lüftete sich, wenn er an seiner Herberge angelangt war. Er öffnete seine Flasche. Von einen Fenster aus malte sich seine Phantasie die ganze Aussicht des Hügels: und wenn er dann eine Stunde ausgeruht, und sich erfrischt hatte, so trat er eben so bedächtig den Rückweg an; überstieg wieder jeden Zaun, und zollte von Station zu Station seine Grüße.

Ihr, die ihr diesen wunderlichen Alten belacht, laßt denkenden Ernst auf eure Stirne treten, und ahmet ihn nach! Durch diese täglichen Uebungen brachte er sein Leben auf 96 Jahre. Er war ein Vater der Betrübten, ein Tröster dem Leidenden, dem Dürftigen ein Stab, — der beste,

gutmüthigste Mensch der ganzen Gegend. Stets froh in sich selbst, suchte er auch über andere Frohsinn zu verbreiten, und achtete kein Opfer zu groß. Dem Unglücklichen widmete er die Gaben, welche andere an lose Vergnügungen verschwenden, und bekam ihr segnendes Lächeln und ihr Gebet zum Lohne. Mag der Sturm seine Asche verstreuen; das Andenken an sein Herz wird ewig unter diesen Menschen leben.

Die, so ihn bloß sahen, liebten den Mann wegen seinen Eigenheiten; die seines Beystandes bedurften, verehrten ihn wegen seiner Tugend und Milde. Im ganzen Laufe seines so langen Lebens konnte niemand aufstehen und sagen: Nobs habe ihn auch nur in Gedanken beleidigt. Bey einem sehr mittelmäßigen Einkommen behauptete er 60 Jahre hindurch den Namen des Mildthätigen, und ließ bey seinem Hinscheiden seiner Familie nur wenig zurück. Aber er vermachte ihr dabey ein unschätzbares Erbe, — jene Segnungen welche der belohnende Himmel für die Kinder der Barmherzigen aufbewahrt.

XXIII.

Die Wünschelruthe und der Schatzgräber.

„Wie gesagt, Gevatter, auf ein Haar zeigt er euch, wo Gold oder Silber verborgen liegt. Hab's mit eigenen Augen gesehen, wie die Ruthe sich hinneigte, und Nachbar Peter seinen Schatz fand. Laßt's euch einige Thaler kosten, und ihr könnt ein grundreicher Mann werden. Ich wette, auf eurem Weinberge dürfte sich so ein Griff thun lassen in einen Kessel voll blanken Geldes!" So sprach Glimpf zum Gevatter Kunz, als sie eines Abends vertraut beysammen saßen, und vom Mei-

ster Christoph, dem Schatzgräber, sich unterhielten.

Kunz. Wahr ist's, hab' schon viel von der Wünschelruthe gehört, will aber doch nicht dran glauben.

Glimpf. Fragt nur Christophen drum, und er wird euch Wunderdinge erzählen von seiner Ruthe.

Kunz. Wenn Christophen seine Ruth sagt, wo's Geld giebt, warum sucht er es denn nicht für sich?

Glimpf. Seyd g'escheid, Gevatter, auf fremdem Grund und Boden darf ja Christoph nicht graben, und eigenen hat er nicht.

Kunz. Aber wie kommen ein Zweig von einer Haselstaude und Gold und Silber zusammen?

Glimpf. Das weiß ich freylich nicht euch zu sagen, aber g'sehen hab' ichs. Peter bezahlte Christophen; Christoph nahm seine Ruthe und gieng in Peters Garten. Peter und ich sahen aus der Ferne zu. Christoph hielt die Ruthe ganz lose zwischen dem Zeige- und langen Finger seiner rechten Hand, gieng wohl zwanzigmal mit leisem Schritte den Garten auf und nieder, und gab genau Acht, ob die

Ruthe sich nicht gegen eine gewisse Stelle hinneige; und seht, die Ruthe neigte sich wirklich gegen einen Steinhaufen hin. „Sie schlägt an! Sie schlägt an! „rief Christoph freudig aus. Wir sprangen hinzu, und sahen augenscheinlich, wie die Ruthe zwischen Christophs Fingern gegen den Steinhaufen sich hinbog, gerade so, als wenn sie eine unsichtbare Hand hingezogen hätte.

Kunz. Und da habt ihr das Geld gefunden?

Glimpf. Vielleicht hätten wir's gleich gefunden, wenn Peter sich zum Nachgraben entschlossen hätte. Aber er wollte sich erst drüber bedenken, und verschobs. Vermuthlich wollt' er den Fund allein behalten. Das Jahr dr'auf fing er an zu bauen. Ein Beweis, daß er indessen den Schatz hübsch allein erhoben hat. Wo hätte der Mann sonst sein Geld hergenommen? Aber es gedeihte dem Filz nicht; er starb, eh' er noch mit dem Baue zu Stande kam. — — Versucht's, Kunz; auf dem Weinberge liegt gewiß was! Mein Vater, seliger, wollte da öfter eine blaue Flamme haben brennen sehen; ein sicheres Anzeichen eines vorhandenen Schatzes, wie ich

all' mein Tage gehört habe. Wollt ihr, so hol' ich Christophen mit der Ruthe aus dem nahen Städchen. Gebt ihm freyen Tisch und etwas Geld; und er bewünschelruthet euch den ganzen Weinberg. Wenigstens wißt ihr dann, woran ihr seyd.

Kunz. Wenn's nur wahr wäre!

Glimpf. Daß die Wünschelruthe unterirrdische oder sonst verborgene Schätze verräth, das ist grundwahr; vornehme Herren und gemeine Leute haben's schon erfahren, und ich selbst las einmal in einem alten Buche davon; und was gedruckt ist, muß doch wohl wahr seyn!

Kunz. Aber daß ein Schatz auf meinem Weinberge liegt?

Glimpf. Umsonst brannte die blaue Flamme gewiß nicht da.

Kunz. Eure blaue Flamme, Gevatter erinnert mich auf so ein Geschichtchen aus meiner Jugend. Ich und mehrere Knaben hüteten das Vieh. Auf einmal riefen die Knaben; „Eine Flamme! Eine Flamme auf jenem Hügel dort! „Sie liefen hin, und kamen wirklich mit einigen Silbergroschen zurück.

Glimpf. Da haben wir's! Habt

den Beweis selbst in Händen, und zweifelt noch?

Kunz. Die gefundenen Silbergroschen machten Aufsehen im Dorfe. Die Bauern verfügten sich nach den Hügel, gruben und gruben, aber sie fanden nichts.

Glimpf. Werden halt 's Ding nicht recht verstanden, nicht bey rechtem Zipfel angegriffen haben, zogen keinen Schatzgräber zu Rathe. O, es gehört gar viel dazu, Kunz, einen Schatz zu heben! Und dann müßt ihr wissen; 's Geld bleibt nicht immer an einem Orte; es wandert, es zieht weiter, es zieht wieder zu Gelde; nur mit etwas Geweihtem kann man es fest halten, oder, wenn man es brennen sieht, sich mit nacktem Leibe darüber hinwirft. Was der nackte Leib bedeckt, das bleibt gewiß. Darum haben auch eure Knaben die Silbergroschen erhalten, weil sie mit der nackten Hand drüber hinfuhren. — Doch Christoph weiß das alles besser; das Schatzgraben ist sein Pflug und Acker.

Kunz. Wollt ihr ihn holen?

Glimpf. Gebt mir Reisezehrung, versprecht mir, wenn ihr glücklich seyd, meiner nicht zu vergessen, und ich mache mich auf den Weg.

Kunz. Da nehmt fünf Thaler, und rechnet auf meine Erkenntlichkeit. Wann werdet ihr gehen nach dem Städtchen?

Glimpf. Mit Tagesanbruch, Gevatter. Aber seyd verschwiegen, ich bitte euch!

Kunz. Seyd unbesorgt, keine Seele soll was erfahren.

Der Morgen brach an, und Glimpf wanderte nach dem Städtchen. Kunz konnte seine Rückkunft nicht erwarten. Er brachte halbe Nächte auf seinem Weinberge zu, und ward entzückt, als er in einer derselben wirklich eine Flamme und wieder eine in einer Vertiefung des Berges auffahren sah. Was er laufen konnte, lief er nach dem flammenden Orte, und fiel in einen Sumpf, aus dem er sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte. Nun war er fest überzeugt, daß sein Weinberg Schätze enthalte, und seufzte nur, daß Glimpf und Christoph so lange verweilen. „Frau, sagte er zu seiner Gattinn, nun bist du, bin ich, sind unsere Kinder glücklich! Reich sind wir wie Prinzen! Unser Weinberg strotzt vom Gelde, es brennt lichterloh, gestern sah ich's, und bin darüber in den Sumpf gefallen. Wer hätt'

es denken sollen, daß in der stinkenden Pfütze Gold stecken soll! Frau, Frau, nun wollen wir dir leben, wie die Fürstenkinder. Wir verkaufen Haus und Hof, ziehen nach dem Städtchen, unsere Buben studiren, du machst eine g'strenge Frau, und ich trinke täglich eine Flasche Wein, und du kriegst Coffee.

Die Frau. Alles recht schön und hübsch, aber es wäre besser, wir hätten's Geld schon in der Tasche, als in dem Schlamme am Weinberge. Ein gebratener Vogel auf der Schüssel, mein lieber Mann, ist mehr werth, als zehn in der Luft!

Kunz. Du bist ein närrisch Ding. Laß' nur Christophen kommen, und wir haben's Geld. Indessen Frau, schick' zum Wirthe nach Braten und Wein; wird uns alles doppelt, dreyfach wieder zurückkommen.

Man klopfte an die Hausthüre. Kunz eilte sie zu öffnen, und welch eine Freude! Christoph trat mit Glimpfen ein!

Was das Haus vermochte, wurde hergegeben. Man lebte flott bis nach Mitternacht. Kunz erzählte, daß er eine Flamme auf dem Weinberge habe herumhüpfen

sehen, daß er darüber in den Sumpf gefallen sey, daß er noch zehnmal darein fallen wolle.

Glimpf. Nun, Kunz, seyd ihr ein gemachter Mann, 's Geld brennt euch in's Haus; ihr seyd glücklich!

Christoph. Wollen gleich Morgen vor Sonnenaufgang die Probe mit der Ruthe machen. Zwar läßt die Flamme schon einen Schatz vermuthen; aber sie erscheint auch oft als Zeichen, daß einer vorhanden gewesen. Die Ruthe, die Ruthe muß entscheiden!

Mit der Morgendämmerung verfügten sich schon die drey Männer nach dem Weinberge, und alle baarfuß; denn Christoph wollte es so haben. Voraus gieng der Ruthenmann, ihm folgte Kunz in einiger Entfernung, und diesem Glimpf. Sie nahmen die Richtung nach dem Sumpfe, wo sich die Flamme sehen ließ. Zwischen dem Zeige- und langen Finger der rechten Hand hielt Christoph die Ruthe. Bey jedem Schritte blieb er stehen, und auch seine Gefährten. Nirgend schlug die Ruthe an. Man brauchte beynahe eine Stunde, eh' man an den Sumpf kam. Man redete nicht ein Wort; Christoph hat-

te es verboten. Auf einmal fällt Chrstoph auf die Kniee, und ruft: „Hier ist der Schatz! „Hier schlug die Ruthe an!“ Kunz wäre fast vor Freude in Ohnmacht gesunken. Glimpf sprang, wie ein Trunkener, herum. Christoph legte zwey Stücke Holz in Form eines Kreuzes auf den Ort hin, wo sich seine Ruthe neigte, und versicherte Kunzen, daß hier ein großer, großer Schatz verborgen liegen müsse.

Kunz. Und warum legt ihr dieses Kreuzzeichen her? Warum graben wir lieber nicht sogleich nach?

Christoph. Beyleibe nicht! Drey volle Tage müssen verfliessen, eh' wir graben dürfen; und indessen muß das Kreuzzeichen verhindern, daß der Schatz nicht verschwinde.

Kunz. Warum drey lange Tage warten?

Christoph. Ihr seyd nicht vorbereitet zur Hebung des Schatzes, auch ich bin es nicht. Es ist keine Kleinigkeit, einem schwarzen feurigen Höllenhunde, der das Geld bewacht, solches zu entreissen!

Kunz. Was sagt ihr da?

Christoph. Kommt jetzt nach Hause, will euch von allem unterrichten.

Die Hauswirthinn harrte mit Ungeduld ihres Mannes und seiner beyden Begleiter. Glimpf war voraus gelaufen, und benachrichtigte die Wirthinn, daß sich wirklich auf dem Weinberge, nicht weit vom Sumpfe ein Schatz befände, und daß sie ihn nach drey Tagen erheben würden. Frau Kunzen war außer sich vor Freuden. Kein Huhn, kein Ferkchen blieb im Hause am Leben; sie schlachtete alles. Es wurde gekocht, gebraten, gebacken, wie am Kirchmeß-Tage. Sie schickte nach Bier, Wein und Brandwein, und setzte einen allmächtigen Topf mit Caffee zum Feuer. Die Nachbarn wußten nicht, wie sie das Kochen, Braten und Backen, die Freude der Hausmutter, und Kunzens Frohlocken deuten sollten. Sie riethen verschiedentlich, aber sie konnten nichts errathen. Sie fragten Frau Kunzen; aber mit einem spöttischen: „Was habt ihr darnach zu fragen? Was schirt es euch?“ wies sie die Frager zurück. Das Weibchen pochte schon auf ihr Geld, und trug bereits um einen guten Zoll ihr Näschen höher.

Kunz. Also ein feuriger schwarzer Höllenhund bewachet den Schatz?

Christoph. Gewöhnlich, und for-

dert immer einen aus der Gesellschaft der Schatzgräber für sich, und raubt ihn auch oft, wenn man sich nicht gut vorsieht.

Kunz. Das ist sehr übel, sehr schlimm!

Christoph. Giebt schon Mittel dagegen.

Kunz. Nun das ist wieder gut! Sagt doch, Christoph, wie heissen die Mittel?

Christoph. Habt Geduld; eher müssen wir mit dem einen richtig werden! Die Wünschelruthe hat euch den Schatz gewiesen; ich hoffe, ihr werdet mich belohnen —

Kunz. Allerdings, Christoph, will ich euch herrlich belohnen, sobald der Schatz gehoben seyn wird.

Christoph. Guter Mann, ihr verstehet die Sache nicht. Für die Mühe mit der Wünschelruthe muß ich auf der Stelle bezahlt seyn, oder der Schatz verliert sich.

Glimpf. Das ist wahr; hab's oft schon gehört.

Kunz. Und wie viel verlangt ihr denn, mein guter Freund?

Christoph. Ich will's billig mit euch machen; gebt mir 25 Thaler.

Kunz. Ihr erschreckt mich! Hab' ja schon 5 Thaler Glimpsen auf die Reise gegeben. Wo nähm' ich, armer Mann so viel Geld her!

Christoph. Da kann ich nicht dafür, mein lieber Kunz.

Glimpf. Wißt ihr was, Christoph! Nehmt 20 Thaler, die Zeiten sind etwas schwer. Gevatter, gebt ihm 20 Thaler.

Kunz. Ich habe kaum so viel im Vermögen.

Christoph. Nun, es sey drum; ich beruhige mich mit 20.

Kunz. Nicht weniger?

Christoph. Nicht einen Heller!

Traurig gieng Kunz nach dem Schranke; zählte seine Thaler, seufzte, schüttelte mit dem Kopfe, zählte wieder.

Kunz. Nehmt ihrer sechzehn.

Christoph. Ich kann nicht, Kunz, kann wahrhaftig nicht.

Kunz. Also im Gottes Namen, da habt ihr, was ihr begehrt.

Christoph. Seyd unbesorgt; diese 20 Thaler kommen euch zehnfach wieder. Doch was gebt ihr für die Hebung des Schatzes selbst?

Kunz. Je nachdem ich sehen werde, wie beträchtlich der Schatz ist.

Christoph. Seht, das geht wieder nicht an. Ihr müßt schlechterdings etwas Gewisses bestimmen, und mir die Hälfte wenigstens voraus bezahlen.

Kunz. Vier Thaler sind alles, was ich habe.

Christoph. So kann ich euch wirklich nicht helfen! Knauserey verträgt sich mit Hebung eines Schatzes nicht. Von dem Gelde, was ihr mir gebt, muß ich sogleich einen Antheil den Armen geben, muß einen Theil in's Wasser werfen, damit die Erde wieder Saamen bekomme. Zahlt mir jetzt 30 Thaler, und ich warte mit dem Uebrigen, das ich euch dann selbst zu bestimmen überlasse.

Kunz. Ich schwöre euch, meine Baarschaft besteht nur in vier Thalern.

Glimpf. Ihr habt vier Kühe, verkauft eine.

Kunz. Ich müßte blutige Thränen weinen.

Christoph. Nu, ich sehe schon, euer Geiz macht, daß ihr euer Glück mit Füssen tretet. Zwingen kann ich euch nicht. Lebt wohl!

Kunz. Aber das schöne Thier; ist wirklich eine Schweitzerinn, giebt so reichlich Milch.

Christoph. Ihr seyd des Schatzes nicht werth. Lebt wohl!

Kunz. So bleibt doch, seyd kein Narr, will ja mein Möglichstes thun. — Aber ist es doch sicher, daß wir was finden werden?

Christoph. Daß ein Schatz da ist, dafür bürget euch meine Ruthe. Daß ihr ihn heben werdet, das kömmt auf euch an, wenn ihr nämlich alles das genau beobachtet, was ich euch vorschreiben werde.

Die schöne Schweizerkuh wurde mit noch einem Mastschweine verkauft. Christoph strich das Geld ein, aß und trank, und war guter Dinge.

Christoph. Nun, Kunz, die Zeit rückt heran. Hört, was ich euch sagen will. Mit dem Schlage Nachts 12 Uhr begeben wir uns nach dem Weinberge. Ihr und Glimpf versehet euch mit Spaten, Hacken, Stangen und Stricken, nehmt geweihte Kreide und Weihwasser mit. Glimpf leuchtet uns mit einer Laterne, worinn eine Lichtmeßkerze brennt. Ihr habt doch eine?

Kunz. Und eine schön gemalte dazu.

Christoph. Wohl. Mit diesem Gürtel umgürte ich mich, lese euch das Christophorus-Gebet vor, ihr sprecht mir nach. Ich mache mit diesem Bande, worauf die Himmelszeichen gemalt sind, einen Kreis um uns alle, und beschwöre den Höllenhund, daß er den Schatz herauf bringe.

Kunz. Die Haare stehen mir zu Berge!

Glimpf. Mir wird's eiskalt in allen Adern.

Christoph. Der Höllenhund erscheint mit fürchterlichem Getöse. Die Erde öffnet sich. Ich stecke dieses Messer in einen Todtenkopf, den ich dort im Sacke habe. Es erfolgt ein schrecklicher Donner. Beyleibe tretet ihr aus dem Kreise nicht, oder es packt und verschlingt euch der Höllenhund! Sobald es gedonnert hat, steht der Schatz vor uns, ihr besprenget ihn. Der Höllenhund verschwindet, und das Geld ist euer. Ihr grabt es vollends aus.

Kunz. Gott sey Dank!

Christoph. Nun wißt ihr alles; macht euch also gefaßt, morgen zu Mitternacht legen wir die Hand ans Werk. Die heutige Nacht bringe ich im Walde zu.

Kunz. Warum das, Christoph?

Christoph. Um gewisse Kräuter aufzusuchen, die wir nothwendig haben müssen. Wir zünden sie an, und lassen sie rauchen. Dieser Rauch benimmt dem Höllenhunde vieles von seiner Kraft.

Glimpf. Möchte er sie ihm doch alle benehmen!

Als es Abend ward, entfernte sich Christoph mit seinem Sacke, und versprach am Morgen wieder zu kommen. — Kunzens ältester Knabe, der von der Unterredung etwas gehört hatte, und neugierig war zu wissen, was für Kräuter Christoph suchen würde, gieng ihm ungesehen auf dem Fuße nach. Christoph eilte dem nächsten Dorfe zu. Der Knabe verbarg sich in ein Dickigt vor dem Dorfe, und erwartete die Rückkunft des Schatzgräbers. Bald kam dieser mit einem unbekannten Manne aus der Schenke des Dorfes heraus, sprach viel mit ihm, führte ihn abseits auf die Straße, gab ihm Geld, wies ihm die Gegend des Weinberges, und überreichte ihm endlich aus dem Sacke etwas Schwarzes, das wie eine Bärenhaut aussah. Der Knabe lief davon, und erzählte zu Hause, was er ge-

sehen. Vater Kunz zankte mit dem Knaben; und warf ihm seinen Vorwitz vor. „Laß' du Christophen machen, was er will, sagte er, in diese Sachen dürfen wir uns nicht mischen. Er ist ein hochstudirter Mann, und wir lauter Esel. Christoph hat schon seine Ursachen."

Am Morgen erschien Christoph mit Kräutern im Sacke; wiederholte noch einmal seinen Unterricht, und trocknete die Kräuter am Fenster, während daß er verschiedene unverständliche Worte darüber sprach. Der Knabe bemerkte in Christophens Tasche eine kleine Pistole. Er sagte es dem Vater. „Was geht uns die Pistole an! antwortete dieser. Christoph ist meistens außer Hause, es giebt schlimme Leute, man kann nicht vorsichtig genug seyn."

Der Abend rückte immer näher heran. Kunzen und Glimpfen ward angst und bange. Zitternd brachten sie die Requisiten zusammen. Es schlug eilf. Christoph nahm seinen Sack und den Todtenkopf, Kunz die Spaten, Hacken und Stricke, u. s. w., Glimpf die Laterne. Sie zogen nach dem Weinberge zum Sumpfe hin. Frau Kunzen betete indeß zu

Hause, damit ja der garstige Höllenhund dem lieben Ehegatten nichts Arges thäte. Mit dem Schlage zwölf standen die drey Männer am Sumpfe. Es war eine stille finstere Nacht. Kunz und Glimpf klapperten vor Furcht mit den Zähnen. Christoph zog den magischen Kreis. Sie traten hinein. Auf die Erde ward der Todtenkopf gestellt, und das Christophorus-Gebet vorgelesen und nachgesprochen. Der Schatzgräber stach jetzt mit einem großen Messer in den Wirbel des Schedels, und es knallte, als wenn ein Schuß gefallen wäre. Der Höllenhund stand da, und warf einen großen irdenen Topf vor sich hin, und verschwand. Kunz und Glimpf thaten einen Schrey und sanken ohne Bewußtseyn nieder. Der Schatzgräber entfernte sich. Das Licht in der Laterne war ausgebrannt. Nach langer Zeit kamen erst die Ohnmächtigen wieder zu sich.

Kunz. Glimpf, ach lieber Glimpf, lebst du noch?

Glimpf. Ist er noch da, der Höllenhund?

Kunz. Ich sehe nichts, es ist stockfinster. Christoph, wo seyd ihr? Er antwortet nicht; vielleicht daß ihn gar der

Böse geholt hat; ich wollte daß ich mich nie in das Zeugs eingelassen hätte! Mir ist sehr übel.

Glimpf Mir gewiß nicht viel besser! Doch habt ihr das schwarze Ding gesehen? Als es knallte, erschien es; es kam aus der Erde, leibhaftig wie ein Bär, und warf einen Topf uns vor die Füsse,, daß es klirrte. Dieß ist gewiß das Geld!

Kunz. Wo nur Christoph seyn mag? Christoph! He, Christoph!

Christoph. (kommt keuchend hergelaufen.) O, ihr unglücklichen Leute, was habt ihr gethan! Hab' ich euch nicht verboten, Mäuschenstille zu seyn? Hab ich heute noch, euch nicht gewarnt, aus dem Kreise zu treten? Aber nein! Es mußte g'schrien, es mußte rumgesprungen seyn, und eben in dem Augenblicke, als der Höllenhund mit dem Gelde erschien. Nun habt ihr's! Das Geld, waren eitel Dukaten, viele hundert Dukaten, verwandelte sich in Scherben, und mich nahm die Bestie beym Kragen, und schleppte mich weit hinab über den Weinberg über Erdschrollen und Steine. Seht nur, wie ich aussehe. — Jetzt könnt ihr gehn, wo ihr hergekommen seyd; ich schwöre, daß ich nie mit so albernen Leuten mehr anbinden werde.

Es fieng an zu dämmern, und man fand auf der Erde einen zerbrochenen Topf, kleine Scherben und Klauen.

Der Schatzgräber verließ seine Clienten, und diese begaben sich traurig nach Hause. Kunz war um sein Geld geprellt. Sein Mundvorrath im Hause war aufgezehrt, die beste Kuh und das fetteste Schwein waren verkauft, und eine schwere Krankheit stellte sich ein. Frau Kunzen riß sich die Haare aus, und machte die bittersten Vorwürfe ihrem Manne und Glimpfen. — Kunz genas, und grub im Weinberge nach, immer noch der Meinung, der Schatz sey vorhanden, und voll der Hoffnung, ihn zu finden. Er zerwühlte den ganzen Weinberg und fand nichts, glaubte aber dennoch festiglich bis an sein Ende, daß er den Teufel mit einem Topfe voll Geld gesehen hätte, und daß er auch solches gewiß erhalten haben würde, wenn er nur nicht bey Ansichtwerdung der Gestalt geschrieen, und aus dem Kreise getreten wäre. — Es war nicht möglich, den Mann zu überzeugen, daß Christoph ein Betrüger, der Knall ein Pistolenschuß, der Höllenhund ein gedungener, und mit Christophen einverstandener und in eine Bärenhaut gehüllter

Pursche gewesen. Er begriff nicht, daß die Flamme nichts anderes, als ein Irrlicht war, und ward böse, wenn man ihm versicherte, daß das ganze Spiel mit der sogenannten Wünschelruthe nur ein Hocus Pocus betrügerischer Schatzgräber sey

XXIV.

Auszug aus einem Hexen-Examen.

Eine alte Bauersfrau, ohngefähr von 70 Jahren, vorne und hinten mit einem Höcker beladen, und triefäugig, ward der Hexerey angeklagt, und beschuldigt:

1) Sie fahre alle Jahre in der Walburgisnacht auf einem alten Besen zum Schornsteine hinaus.

2) Sie unterhalte eine eisgraue Katze, die der Teufel selbst wäre, und schon ein Kind einer Nachbarinn im Dorfe, mit der die Alte zu Unfried lebte, erstickt hätte.

3) Sie habe Veltens schönstes Pferd aus Haß gegen den Mann binnen 24 Stunden dahin fallen gemacht.

4) Im benachbarten Dorfe habe sie Gertrudens Hühner durch Hexerey getödtet; und habe endlich

5) ein Donner- und Hagelwetter am hellen Mittage herbey gezaubert.

Auf alle diese Anzeigen, welche die Kläger mit einem körperlichen Eide außer allem Zweifel zu setzen sich anheischig machten, ward die Alte gerichtlich eingezogen. Man verhörte sie mehreremale: sie läugnete jede Beschuldigung; Zeugen traten gegen sie auf, sie läugnete noch immer. Man drohte ihr mit der Tortur, und die Beklagte gestand alles. Hier der Auszug aus den Prozeßacten.

Examinator. Seyd ihr wirklich eine Hexe?

Die Alte. Leider bin ichs!

Examinator. Wie seyd ihr es geworden? Gesteht alles aufrichtig.

Die Alte. Eine andere Hexe, die schon vorlängst elendiglich gestorben, hat mich Unglückliche dazu verführt.

Examinator. Wie geschah das?

Die Alte. Sie erzählte mir viel von den Vergnügungen, den delikaten Speisen, den lustigen Tänzen und Sprüngen auf dem Brocken oder Blocksberge. Da bekam

kam ich Lust, eine Hexe zu werden. Die Verführerinn war mir behülflich dazu. Sie nahm eine Nadel, stach mich in den Finger; der Finger blutete. Ich mußte eine ungebrauchte Feder nehmen, diese in das Blut tauchen, und meinen Tauf- und Zunahmen mit den Worten auf ein Stückchen Papier schreiben: „Ich Gefertigte gebe mich dem Teufel als Eigenthum.“ Von diesem Augenblicke an war und blieb ich eine Hexe. Meine Verführerinn nahm das Papier, verbrannte es zu Asche, und that diese in einen Todtenkopf, von welchem sie vorgab, daß er der Schedel einer Erzhexe wäre; was weiter mit der Asche geschehen, weiß ich nicht, ich fragte nicht mehr darnach. Die Verführerinn unterrichtete mich nun täglich in verschiedenen Teufelskünsten, durch welche ich dann freylich meinen Nachbarn vielen Schaden zugefügt habe.

Examinator. Welche sind diese Künste?

Die Alte. Die Hauptkunst ist, die Bereitung der Hexensalbe, die aus mehrern Kräutern, die wir Teufelskräuter nennen, mit Schweinfett gemacht, und die Kraft hat, uns, wenn wir uns damit an gewissen Theilen des Körpers tüchtig eingesalbt

haben, in die Luft zu erheben, und nach dem Brocken zum Teufelstanze und Hexenschmause zu bringen.

Examinator. Ihr fuhrt also wirklich auf?

Die Alte. Nicht lange nach dem Einsalben überfällt uns ein sanfter Schlummer, und erst jetzt fahren wir auf, so wie wir uns auch wieder unter dem Schornsteine befinden, wenn wir des folgenden Tages wieder erwachen.

Examinator. Und was thut ihr am Brocken?

Die Alte. Die Hexen aller Welt sind da beysammen, jede mit ihrem Teufel, alles Paar und Paar. Die Teufel sind in verschiedenen Gestalten zugegen, als Böcke, als Fledermäuse, als Raben, u. s. w. Aber uns gefallen sie dennoch. Man genießt die köstlichsten Speisen, man tanzet, man springet und jubelt. Mein Teufel sah meistens wie ein Lindwurm aus. Die Musik ist lärmend und belebt den ganzen Menschen.

Examinator. Ihr fahret auf einem Besen aus.

Die Alte. Auf einem Besenstiel. Diesen nehmen wir zwischen die Füsse, und

warten, bis der Schlummer kommt, wo wir dann in einem Nu, auf dem Broken sind. Schlafend kommen wir wieder zurück, und erwachen wieder auf der nämlichen Stelle, wo wir eingeschlafen waren.

Examinator. Dieser Punkt wär' also erledigt. Doch wie verhält sich's mit der eisgrauen Katze, die der Teufel seyn soll?

Die Alte. Daß sie der Teufel ist, glaube ich selbst; es scheint mir immer mein Lindwurm sey diese Katze. Schon oft habe ich sie vertragen; allezeit kam sie wieder. Ja, ich wollte sie schon tödten, aber sie setzte sich grimmig zur Gegenwehre.

Examinator. Woher habt ihr die Katze?

Die Alte. Vor ohngefähr 12 bis 14 Jahren kam sie als ein kleines Kätzchen in's Haus, und ist seitdem nicht wegzubringen.

Examinator. Ihr habt sie zu eurer Nachbarinn im Dorfe geschickt, das Kind derselben umzubringen?

Die Alte. Es ist wahr, ich zankte mit dieser Nachbarinn. Sie nannte mich eine Hexe, ein Teufelsgepack; ich antwortete: „wohl, wenn ich eine Hexe bin, so

will ich euch den Teufel übern Hals schicken! „Als ich nach Hause kam, vermißte ich meine alte Katze, und hörte bald, daß sie das Kind der Nachbarinn, das allein in der Stube in der Wiege schlief, erstickt habe, indem sie sich dahin schlich, und sich auf den Hals des Kindes legte. Man fand sie noch an dem Halse des todten Kindes, und sie that so wild, als man sie wegbringen wollte, daß sich keiner getraute, ihr nahe zu kommen. Daß diese Katze mein Lindwurm sey, glaube ich nun aus eben diesem Grunde festiglich, auch darum, weil sie mir zuweilen besonders schön thut.

Der Examinator. (zum Gerichtsdiener) Man bringe die Katze gefänglich ein; sie ist complex. (Gerichtsdiener ab.)

Die Alte. Ihr werdet sie schwerlich haschen, sie ist wild, wie der Satan; nur von mir allein lasset sie sich fangen.

Der Examinator. Ergo der zweyte Punkt wär' auch beygelegt. Descendamus ad tertium! — Habt ihr Veltens bestes Pferd wirklich getödtet? Sprecht die Wahrheit!

Die Alte. Warum sollt ich nicht die Wahrheit reden? Ich bin schon lebenssatt und müde, und eh ich mich foltern lasse,

und also doppelt sterbe, gesteh' ich lieber alles. Ja, Herr, ich habe, aus Haß gegen Velten, das Pferd tödtet.

Der Examinator. Auf welche Art? Quibus auxiliis?

Die Alte. Als Hexe kenne ich ein Kraut, wir nennen es Höllenzwang. Dieses mischte ich dem Pferde unter das Heu, und es crepirte.

Der Examinator. (zu seinem Collegen.) Mulier plena atrocissimis delictis! Saga omni exceptione major! Dignati sunt jam confessæ verba adnotasse?

Der College. Jam protocollatus sum. Placeat pergere ultro in examine.

Der Examinator. Also ad quartum casum! Ihr habt Gertrudens Hühner sterben gemacht?

Die Alte. Ebenfalls in Kraft meiner Hexerey.

Der Examinator. Quomodo, auf was Art und Weise?

Die Alte. Ich nahm bittere Mandelkerne, hackte sie im Vollmonde klein, schabte etwas Bein von einem Todtenschedel dar-

auf, sprach das Hexenwort, und streute sie den Hühnern unters Futter im Hofe.

Der Examinator. Wie heißt das Hexenwort? sum avidus.

Die Alte. Ich darf es nicht aussprechen.

Der Examinator. Als geschworne Gerichtsperson befehle ich es euch.

Die Alte. Holopolotetraquetraschinkanedodredoskaskalanprophetuososrhadamantenuosie.

Der College. Non valeo scribere.

Der Examinator. Sprecht euer Wort langsam und deutlich noch einmal aus.

Die Alte. Holopolotetraquetraschinkanedodredoskaskalanprophetuososrhadamantenuosie.

Der College. Nunc habeo, jam stat. Verbum sane inauditum, diabolicum omnino!

Der Examinator. Man beschuldigt euch, ihr habt ein Donner- und Hagelwetter am hellen Mittage herbey gezaubert.

Die Alte. Es war zur Erndtezeit, wo ich einige Aehren aus den Garben zog. Der Flurschütze ersah mich und drohte mir mit Schlägen. „Ey, daß dich das Don-

nerwetter!" sagte ich, und gieng davon. Ich war kaum nach dem Dorfe zurückgekommen, als sich der Himmel verfinsterte, und ein gewaltiges Gewitter erfolgte. Wahrscheinlich hat mein Lindwurm mir diesen Gefallen erwiesen, und das Donnerwetter erreget.

Der College des Examinators las nun der Inquisitin die Artikel vor; sie bestätigte alles noch einmal, unterschrieb das Protokoll und wurde wieder dem Kerkermeister übergeben. Bald hörte man, daß sie zum Scheiterhaufen verurtheilt worden sey.

Es erhellet aus dem Geständnisse der Alten, daß sie sich eingebildet habe, eine Hexe zu seyn, und diese Einbildung für wirkliche Empfindung hielt; so wie es auch Einbildung bey derselben gewesen, daß sie auf Brocken erschienen; eine Einbildung, die dem durch die schlafmachende und die Gehirnnerven reizende Salbe, die gewöhnlich aus Stechapfel, Bilsenkraut, Schierling, Belladona oder Tollkraut bereitet wurde, aufs höchste gespannt ward, und die abentheuerlichen Bilder vom Blocksberge und der dasigen Gesellschaft der Seele im Traume vorhielt. Die seyn sollenden Hexen schmierten sich, schliefen ein und träumten ihre Lieblings-Ideen. Die Träu-

me wurden ihrer Lebhaftigkeit wegen für Wirklichkeit angesehen, und so war es unmöglich die Unglücklichen zu widerlegen. Daß Veltens Pferd durch die Bosheit der Alten fiel, läßt sich leicht begreifen. Sie brauchte nur helandrium dem Roße unter das Heu zu mischen, um es krank und sterben zu machen. Die übrigen Punkte erklären sich von selbst.

XXV.

Das durch Buchstaben geheilte Fieber.

Es gab ehedem Betrüger, die in Städten und hauptsächlich auf dem Lande herumzogen, und durch Segensprüche und Zettelchen, worauf allerley Charaktere gezeichnet waren, Beinauswüchse, verschiedene Krankheiten, vorzüglich aber anhaltentende Fieber heilen zu können vorgaben, und auf diese Art, den gemeinen Mann oft um seine Gesundheit, allezeit aber um sein Geld brachten. Zuweilen geschah es abrr doch auch, daß Genesung erfolgte, besonders bey Fiebern. Doch die Ursache lag in gedachten Zettelchen nicht, sondern ist in dem festen Glauben des Pacienten an die Heilkraft derselben zu suchen. Der verstorbene berühmte Arzt Unzer in Hamburg erzählet in seinen noch immer interessanten Schriften mehrere Beyspiele von genesenen Fieberkranken, die durch die lächerlichsten und nicht selten abentheuerlichsten Mittel des

Fiebers los wurden, blos darum, weil sie vorhinein versichert waren, daß diese Mittel ihnen Genesung bringen würden. Die Beobachtungen der Aerzte liefern uns eine Menge hieher gehöriger Beyspiele. Ein Charlatan rieth einem Fieberpacienten gestossene Wanzen in Essig einzunehmen. Der Pacient vertraute darauf, ließ eine Handvoll Wanzen in Weinessig zerstossen, schauderte und trank das abscheuliche Getränke. Das Fieber verschwand. Der Schauder, der eine Crisis im Körper erzeugte und den Fieberstoff ausstieß, verbunden mit dem festesten Vertrauen an die seyn sollende Arzney, machten, daß er gesund ward. Ein anderer bekam ein Stückchen zusammengerolltes, versiegeltes Papier mit dem Bedeuten solches am bloßen Leibe zu tragen, und die Genesung abzuwarten. Der Fieberhafte hieng es um den Hals. Das Fieber blieb wirklich aus. Nun erbrach er das Papier, und las folgende Worte zu seiner eigenen Beschämung: „Thor, nicht das Papier, aber dein albernes Vertrauen darauf hat dir geholfen.“ Wieder ein anderer erhielt ein Rezipe vom Dorfbarbier. „Nehmt dieß im Wasser ein“ sagte dieser, und ich versichere euch, ihr geneset. Der Barbier hatte

sich kaum entfernt, als der Kranke das Rezept ins Wasser warf, solches erweichen ließ und dann das Wasser austrank, voll Ueberzeugung, daß er nun nicht mehr vom Fieber geplagt werden würde, an seine Arbeit gieng, keine Beschwerde ahnete, und wirklich genas. — Glaube und Einbildungskraft bringen also oft wider alle Erwartung Genesung hervor; und diese waren auch die Heilkräfte bey einem Febricitirenden, dem nachstehendes von der Hand eines Zauberers herrührendes Zettelchen half:

S	A	T	O	R
A	R	E	P	O
T	E	N	E	T
O	P	E	R	A
R	O	T	A	S

Das Sonderbare daran, daß sich der nichts sagende Inhalt Sator, Arepo,

Tenet, Opera, Rotas, von allen möglichen Seiten lesen läßt, gab dem Zettelchen in den Augen des Besitzers einen ganz besondern Werth, und ließ ihn eine besondere Kraft vermuthen. Er trug es auf bloßem Leibe, und so oft der Paroximus sich einfand, sprung er herum, und wiederholte die sinnlosen Worte, die auf dem Papier standen. Das Fieber verlor sich, und der gute Mann hätte diese Fiebermittel nicht um vieles weggegeben, so wie er festiglich überzeugt zu seyn glaubte, daß in den Buchstaben und ihrer seltsamen Verbindung eine antifebrilische Kraft stecken müsse. Dieses Arepo rc. rc. schreibt sich aus den finstersten Zeiten des Aberglaubens her, und ward in dieser Periode für ein Machwerk des Bösen selbst gehalten.

LB Coburg

Inhalt.

Seite.

I. Meister Spitzbart der Zauberer im Wiener Walde, und Wolfpassing sein Schüler. — Nach der Handschrift eines alten Einsiedlers. 5

II. Agnesens, Marggräfinn von Oesterreich, verlorner und nach mehrern Jahren wieder unbeschädigt gefundener Schleier in den Waldungen an den Ufern der Donau. 32

III. August der Starke, und der Geist mit dem gebrochenen Beine. 43

IV. Libussens, Herzoginn von Böhmen, wunderbare Wahl ihres Gatten. — Prz'emißels dürrer plötzlich grünender Stab. Sich in die Luft erhebende Ochsen. — (Erzählt nach Böhmens ältesten Chronisten und Volkssagen. 52

V. Der Reiter der seinen Kopf unter dem Arm trägt, im Hohlwege zu Prag. 65

VI. Der Brauergeselle mit dem Taschengeiste, Jakobchen genannt, in Böhmen und Mähren. 74

VII. Die Herzen im Grase; oder das Denkmal der Liebe bey Przelaucz in Böhmen. 79

VIII. Das Dukaten bringende Mäuschen, bey Reichenau in Böhmen. 90

IX. Der Teufel am Felsen in der Gegend des Wirbels in der Donau. 98

X. Maximilians I., Erzherzogs von Oesterreich. Todesgefahr am St. Martinsberge in Tyrol, und unerwartete Rettung. — 103

XI. Der bezauberte Lustwald. 108

XII. Dom Oliviero Lorena Gavallos, Spaniens berüchtigter Zauberer. Erweckung einer Todten. 113

XIII. Theophrasts Verwandlung eines messingenen Pfennings in einen goldenen zu Wien. — Zwingt seinen entfernten Bedienten, ihm ein entfremdetes Manuskript zurückzustellen. — Verbrennt eine Rose, und bringt sie wieder aus ihrer Asche hervor. 138

XIV. Zwo Wahrsagungen, die Rudolph

dem I. römischen Kaiser, in seiner Jugend gemacht wurden 147

XV. Ueber das Nativitätstellen der vorigen Jahrhunderte — Amulete und Talismane. 152

XVI. Die Abentheuer des Grafen von **, oder: Der Meister in der schwarzen Kunst. — Eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhunderte. 156

XVII. Ein in Erfüllung gekommener merkwürdiger Traum. 196

XVIII. Die Charlatens der neuesten Zeiten. — Mesmerscher Magnetismus. — Der Geisterbann er Schröpfer in Leipzig. 211

XIX. Die Vampiren oder Blutsauger. Der Alp. 217

XX. Wundersieg der Römer über die Markomanen im Marchfelde, im Jahre nach Chr. Geburt 174. 219

XXI. Einheer, der Riese aus Schwaben. — Paar Worte über die Riesen. 225

XXII. Die Kunst alt zu werden; oder: Der Wanderer Nobs in England (Keine Zaubergeschichte) 228

XXIII. Die Wünschelruthe und der Schatzgräber. 234

XXIV. Auszug aus einem Hexen-Examen. 255

XXV. Das durch Buchstaben geheilte Fieber. 265

LB Coburg

14. II. 72
24. 8. 72
5. FEB. 1986 Kop.
-3. APR. 1986 Kop.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Dramatisirte Erzählungen aus dem Gebiete des Wunderbaren und dem Reiche der Zauberer, Schwarzkünstler, Hexen, Schatzgräber, Geisterbanner und Geisterseher

Leipzig 1800

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941987-5